

EINST UND JETZT

AUSGABE 15 | 2023

Die Zeitschrift zu Archäologie
und Denkmalpflege
im Kanton Zürich



ARCHÄOLOGIE

Fundgrube: Kiesgrube.
Ein Quadratkilometer
Archäologie in
Marthalen

UND

Glossar
Tournée
Trouvaille
Standpunkt
Lokaltermin
Lesestoff

DENKMALPFLEGE

Alt und Neu bilden
eine wundersame
Einheit. Mit dem
Bauberater unter-
wegs im renovier-
ten Westflügel des
Landesmuseums

Köpfe erzählen
Geschichten.
Skulpturen an
Stadtzürcher
Bauten

LIEBE LESERINNEN UND LESER



Geschichte übt auf uns eine immerwährende Begeisterung aus. Wissen, was früher geschehen ist, woher wir kulturell «abstammen», Hintergründe zu historischen Bauten erfahren – all dies fasziniert. Lokale Archäologie ist für das gesellschaftliche Verständnis wichtig und für viele von uns besonders spannend.

Einblicke dazu ermöglicht die vorliegende Ausgabe von «Einst und Jetzt»: Nebst einem Beitrag zum neuen «Archäologie-Hotspot» Marthalen bietet sie aussergewöhnliche Themen aus der regionalen Denkmalpflege. Als Lesende erfahren Sie beispielsweise die professionelle Sicht auf die Renovation des Landesmuseums oder was figürliche Bauplastik in der Stadt Zürich uns erzählt.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Interesse an unserer Zürcher Archäologie und Denkmalpflege und wünsche eine spannende Lektüre!

Liebe Leser:innen, Leser*innen, Leser_innen, Lesende...

Das andere unsere Zeit(ungen) bestimmende Thema ist jenes der Nachhaltigkeit, des klugen Umgangs mit unseren sehr endlichen Ressourcen. Dinge in diesem Sinn und Geist sorgsam zu behandeln, sie zu reparieren, sie wiederzuverwenden, sie neu zu nutzen – das ist unser Kerngeschäft. Es sind selbstverständliche Grundprinzipien, auch wenn heute Bauwirtschaft und Produktionsbetriebe plötzlich so tun, als hätten sie diese erfunden. Das haben sie natürlich nicht – manches ging in den Nachkriegs-Boomjahrzehnten einfach vergessen.

Von der wohlüberlegten («denk mal») Rücksicht auf Überliefertes erzählen in diesem Heft das Landesmuseum und die Kachelöfen. Für völlig andere Geschichten müssen eine Kiesgrube und einige Köpfe erhalten.

Viel Lesespass wünscht Ihnen

IMPRESSUM

Redaktion: Markus Stromer
Bildredaktion: Martin Bachmann
Gestaltung: Roland Ryser,
Tina Wernli, Zürich
Druck: Staffel Medien AG, Zürich
www.staffelmedien.ch

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich (AD), Martin Bachmann (Fotograf AD) oder gemäss Angabe. swisstopo: Bundesamt für Landestopografie.

Auflage: 2500 Expl.
August 2023

STARCH Stiftung für Archäologie und
Kulturgeschichte im Kanton Zürich
PROF. DR. DR. FRANK RÜHLI
Präsident des Stiftungsrats

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich
DR. BEAT EBERSCHWEILER
Abteilungsleiter

INHALT



4

ARCHÄOLOGIE

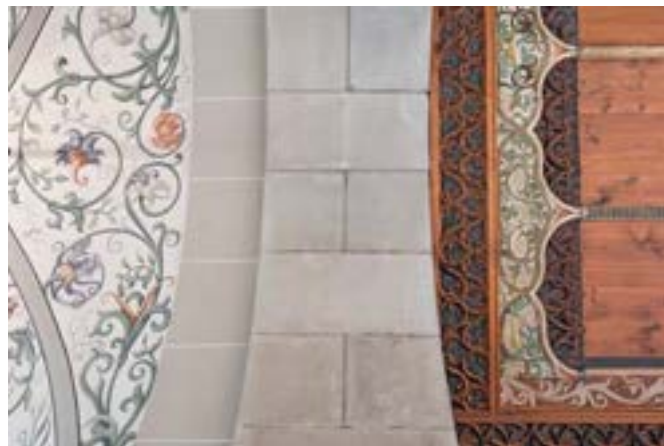
Fundgrube: Kiesgrube Ein Quadratkilometer Archäologie in Marthalen

- 18** GLOSSAR
**Provokation, baurechtlich
Sichelglanz**
- 19** TOURNEE
**Der Prunkdolch aus dem Kanalisationsgraben
«Roaring Twenties» im Alterthümer-Magazin**
- 20** TROUVAILLE
Ein Ring sagt mehr als tausend Worte
- 24** STANDPUNKT
Am Anfang war das Feuer
- 40** DENKMALPFLEGE
**Köpfe erzählen Geschichten.
Skulpturen an Stadtzürcher Bauten**
- 46** LOKALTERMIN
**Spaziergang durch die Pfahlbauzeit
Heimweh in Stein gemeisselt:
Reliefs polnischer Internierter**
- 50** LESESTOFF
Lohnende Lektüre

28

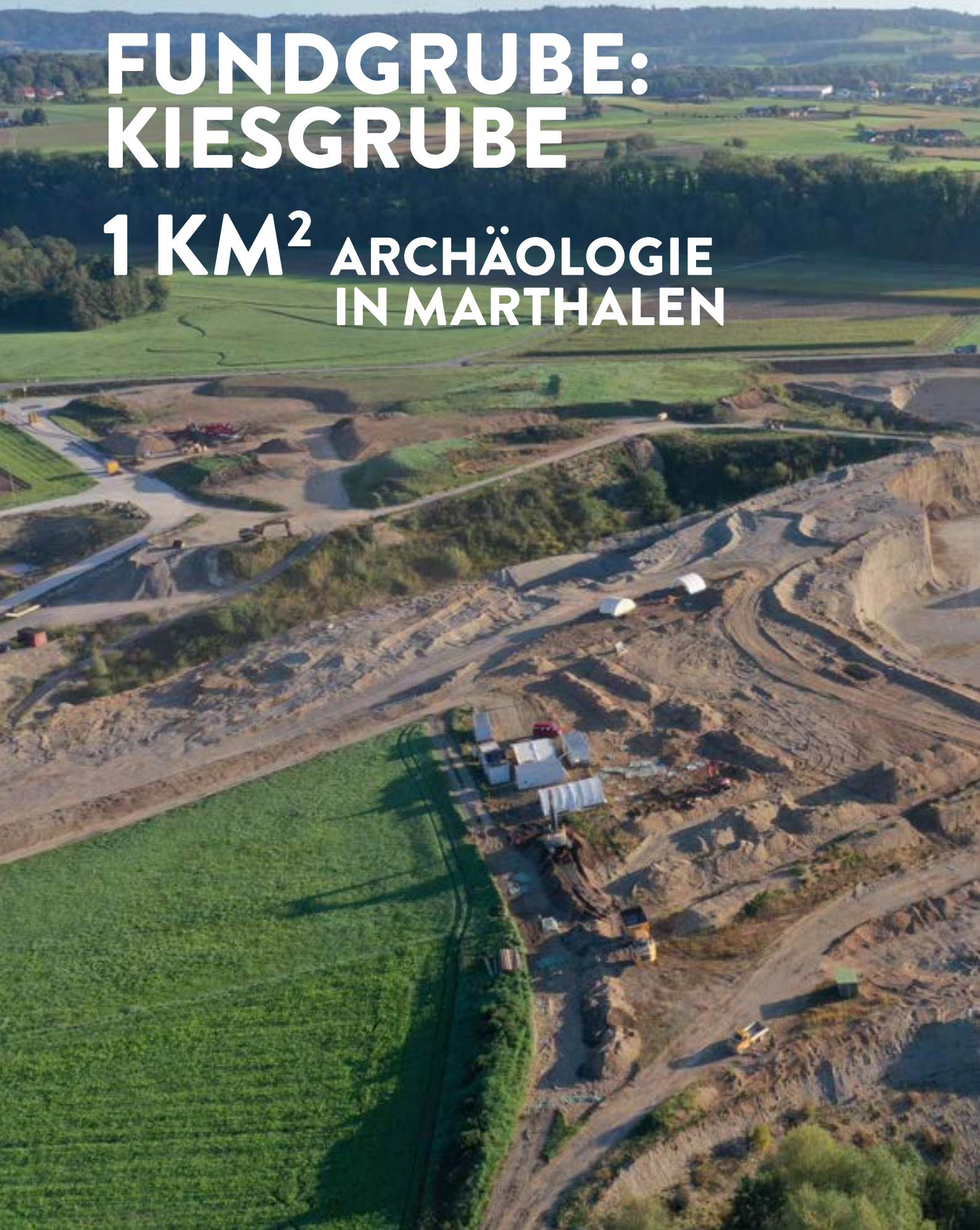
DENKMALPFLEGE

Alt und Neu bilden eine wundersame Einheit. Mit dem Bauberater unter- wegs im renovierten Westflügel des Landesmuseums



FUNDGRUBE: KIESGRUBE

1 KM² ARCHÄOLOGIE IN MARTHALEN





Altsteinzeit 2 600 000–9500 v.Chr.

Mittelsteinzeit 9500–5800 v.Chr.

Jungsteinzeit 5800–2200 v.Chr.

Bronzezeit 2200–800 v.Chr.

Eisenzeit 800–30 v.Chr.

Römische Epoche 30 v. Chr.–450 n.Chr.

Frühmittelalter 450–950

Hochmittelalter 950–1250

Spätmittelalter 1250–1500

Neuzeit 1500–heute



um 1970
Schwerter, früh-
mittelalterliches
Gräberfeld
 7. Jahrhundert



1952
Schnalle, früh-
mittelalterliche
Gräber
 7. Jahrhundert

2

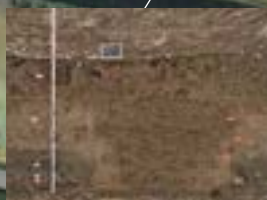
6

3

1



1959–62
Armring,
keltische Siedlung
(jüngere Eisenzeit)
 1. Jahrhundert v.Chr.



2012
Schnitt durch
Vorratsgrube,
ältere Eisenzeit
 um 500–450 v.Chr.



2020
Mühlhaue, früh-
mittelalterliche
Siedlung
 7. Jahrhundert



2021
Keramikscherben
in Fundlage, spät-
bronzezeitliche
Scherbenplanie
 um 1000–800 v.Chr.



2018/19
**Gefäß, spät-
bronzezeitliche**
Gräber
um 850 v.Chr.



2022
Grubenhaus,
frühmittelalter-
liche Siedlung
7. Jahrhundert



2019
Hundeskelett,
frühmittelalter-
liche Siedlung
7. Jahrhundert



2022
Kindergrab,
jüngere Eisenzeit
um 250 v.Chr.



2018
Skelett mit
Beigaben, ältere
Eisenzeit
um 500 v.Chr.



2017
**Beschlag, früh-
mittelalterliche**
Siedlung
7. Jahrhundert



2007
Pferdchenfibel,
frühmittelalter-
liche Siedlung
7. Jahrhundert



2007
Grab, Frühbronze-
zeit
um 2200 v.Chr.



2020
Bohrer aus Silex,
jungsteinzeitliche
Siedlung
um 4400 v.Chr.



2020
Brandgrube,
Spätbronzezeit
um 1200 v.Chr.



2020
Silex und Knochen,
mittelsteinzeit-
liche Grube
um 8200 v.Chr.

Marthalen zählte bis vor wenigen Jahren nicht gerade zu den Hotspots der Zürcher Archäologie. Das hat sich gründlich geändert. Jahr für Jahr legen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kantonsarchäologie neue Befunde und Funde frei, bevor sich der Kiesabbau bei Nidermartel in die Landschaft frisst. Die Erkenntnis daraus: Menschen nutzen das Areal seit 10 000 Jahren, als Rastplatz, zur Besiedlung, als Begräbnisort, für die Landwirtschaft und nun als Kiesgrube.

LUKAS FREITAG, DANIEL MÖCKLI, SANDRO PELLONI, RENATA WINDLER

SECHS JAHRE GRABUNG UND KEIN ENDE DER ÜBERRASCHUNGEN

Seit 2017 führt die Kantonsarchäologie in Marthalen jedes Jahr von Frühling bis Herbst eine Rettungsgrabung durch, und solange der Kiesabbau fortschreitet, ist kein Ende absehbar. Bis Oktober 2022 haben wir im Gebiet Nidermarthel, auf einer Rheinterrasse südwestlich von Marthalen, 60 000 m² ausgegraben. Schon jetzt ist das die grösste zusammenhängende Fläche, die im Kanton Zürich je archäologisch untersucht wurde.

Im Fokus stand von Beginn an eine frühmittelalterliche Siedlung, von der auch nach sechs Jahren immer noch weitere Teile zum Vorschein kommen. Jedes Grabungsjahr bringt zudem neue Entdeckungen: 2018 und 2019 Gräber der Bronze- und Eisenzeit, 2020 Siedlungsspuren der Jungsteinzeit, 2021 eine rätselhafte Scherbenplanie. Was uns in den kommenden Jahren erwartet, ist – wie so oft in der Archäologie – noch unbekannt.

SEELWIS UND TOTENGARTEN

1952 brachte der Kiesabbau zum ersten Mal archäologische Funde ans Tageslicht, als Arbeiter auf menschliche Knochen stiessen. Abklärungen des Landesmuseums ergaben, dass sie von Gräbern des 7. Jahrhunderts stammten. In den

1970er-Jahren zerstörten dann die Bagger ein Gräberfeld, ohne dass die Kantonsarchäologie davon Kenntnis erhielt. Erst 2017 gelangten Schwerter, Lanzenspitzen und andere Fundobjekte in die Sammlung der Kantonsarchäologie. Das sind typische frühmittelalterliche Grabbeigaben. Nicht zufällig tragen mehrere Fluren bei Nidermartel verräterische Namen wie «Seelwis» und «Totengarten». Menschliche Knochen, die beim Ackern oder beim Pflanzen von Bäumen zum Vorschein kamen, dürften das Wissen über die alten Bestattungsplätze wachgehalten haben, und die Flurnamen machten diese Überlieferung in der Landschaft fest.

Dass nicht nur Gräber, sondern auch alte Siedlungen im Kiesabbaugebiet lagen, zeigte schon eine Entdeckung im Jahr 1959. Arbeiter fanden beim Kiesabbau Keramikscherben, einen farbigen Glasarmring und Knochen. Es waren die Spuren einer keltischen Siedlung des 1. Jahrhunderts v.Chr., wie die folgenden Untersuchungen zeigten. Obwohl der Kiesabbau bei Nidermartel in immer weitere Flächen vordrang, sind danach über Jahrzehnte kaum Funde dokumentiert. Doch 2007 stiessen Mitarbeiter der Kantonsarchäologie in einem Baugrubenprofil auf die Reste einer frühmittelalterlichen Siedlung und so kam es zu einer erneuten Rettungsgrabung. In den folgenden zehn Jahren zeigten sich dann der Reichtum und die Vielfalt an archäologischen Spuren immer deutlicher.

Seite 4/5: Mitten in der Kiesgrube Nidermartel stehen die Grabungszelte der Kantonsarchäologie. Blick von Südwesten mit dem Dorf Marthalen im Hintergrund.

Foto: Lukas Freitag AD

2022: Feinarbeit beim Ausgraben frühmittelalterlicher Pfostengruben.

1959–1961: Die erste Rettungsgrabung im Kiesgrubenareal dokumentiert eine keltische Siedlung des 1. Jahrhunderts v.Chr.





RETTUNGSGRABUNGEN AUF SECHS HEKTAREN

Seit 2017 untersucht die Kantonsarchäologie systematisch jede Fläche, bevor sie für den Kiesabbau freigegeben wird. Angesichts der riesigen Areale tragen Bagger die Deckschichten über dem Kies ab. Dabei kommen manchmal direkt unter dem Humus in den Kies eingetiefte Gräber und Gruben zum Vorschein, an anderen Stellen liegen über dem Kies bis zu 4 m Erde mit mehreren archäologisch aussagekräftigen Schichten.

Beim Abtragen der Erdschichten arbeiten wir eng mit der Firma Toggenburger zusammen, deren Mitarbeiter mit Grossbaggern, Dumpfern und Lastwagen das Material laufend abtransportieren. Mit dem 33-Tonnen-Bagger gehen die Abträge sehr schnell. Die Kommunikation zwischen Ausgräbern, welche die Arbeiten überwachen, und den Baggerfahrern geschieht durch Handzeichen. «Jetzt nicht mehr tiefer! Feinere Abträge! Stopp!» Das Tempo wird im Bereich der interessanten Niveaus reduziert, bei weniger spannenden Passagen beschleunigt. Grundsätzlich können aber jederzeit Befunde auftauchen und auch immer wieder genau dort, wo man sie nicht erwartet.

Ein Mitarbeiter der Kantonsarchäologie überwacht das Abtragen der Deckschichten und hält Ausschau nach archäologischen Funden und Befunden. Die rote Umrandung rechts im Bild markiert einen Befund.

Foto: Beat Zollinger AD

Von Hand zeichnet die Ausgräberin den Befund auf.

BEOBACHTEN UND ENTDECKEN

Es ist kein Zufall, dass die ersten Funde im Kiesabbaugebiet von Gräbern stammten. Skelette sind wie Mauern vergleichsweise einfach als archäologische Befunde zu erkennen. Meistens weisen aber nur unscheinbare Verfärbungen im Boden auf archäologische Spuren hin. Weitere Anzeichen sind Scherben von Geschirr und Ziegeln, gebrannter Lehm und Holzkohle. Beim Erfassen von archäologischen Befunden spielt die Erfahrung auf dem Feld eine wichtige Rolle, ein weiterer Faktor ist der Lichteinfall. Bei flacher Einstrahlung nehmen wir den Boden in Grau wahr und können Farbunterschiede nur mit Mühe bemerken. Da wir oftmals die ganze Saison mit denselben Baggerführern zusammenarbeiten, wissen auch diese mit der Zeit, worauf zu achten ist. Manchmal beobachten sie von der Kabine aus Spuren, die wir vom Boden aus nicht sehen.

AUSGRABEN, DOKUMENTIEREN, VERMESSEN

Beim Ausgraben versuchen wir, verschiedene Schichten möglichst genau voneinander zu trennen. Je nach Art der Befunde und Funde verwenden wir Pickel, Kelle oder Stukkatureisen und Pinsel. Bei Gräbern mit zahlreichen und fragilen Funden unterstützen uns speziell ausgebildete Restauratorinnen beim Freilegen und Bergen der Objekte. Für das Ausgraben ist nicht nur ein geschultes Auge nötig, sondern auch eine entsprechende Grabungstechnik. Manchmal sind Schichtgrenzen kaum sichtbar, aber beim Ausgraben durch kleine Materialunterschiede zu erfühlen. Das hilft, die vorgefundene Situation zu verstehen: Unterschiedliche Schichten in einer Grube können verschiedenen Ursprungs sein, z.B. zuunterst ein Lehm-boden, dann eine Schicht mit Abfällen und darüber eine Ablagerung durch Erosion. Beim Ausgraben gilt es, die Fundobjekte aus den verschiedenen Schichten sorgfältig zu trennen, denn sie weisen auf die Entstehungsgeschichte und das Alter einer Schicht hin. Bei der Abklärung, wie eine Schicht entstanden ist, unterstützen uns Spezialisten der Geoarchäologie.

**«Jetzt
nicht mehr
tiefer!
Feinere
Abträge!
Stopp!»**

Die archäologischen Befunde werden mit dem Ausgraben und durch den Kiesabbau laufend zerstört. Deshalb muss die Dokumentation ein möglichst objektives Abbild vermitteln, das Vorgefundene genau beschreiben und eine erste Interpretation liefern. Alle Befunde werden auf die Landeskoordinaten eingemessen, fotografiert und beschrieben. Von Fall zu Fall entscheiden wir, ob zusätzlich eine massstäbliche Handzeichnung angefertigt wird. Dies war in Nidermartel v.a. bei Gräbern mit Beigaben notwendig. Das Zeichnen hilft, komplexe Befunde besser zu verstehen, denn man ist gezwungen sehr genau hinzuschauen: Wo ist der Grubenrand, wo verlaufen Schichtgrenzen, hat es Keramik oder andere Funde? Nach Abschluss der Ausgrabung bildet die Dokumentation den Ersatz für das zerstörte Original. Sie ist zusammen mit den geborgenen Fundobjekten die Basis für die wissenschaftliche Auswertung.

ÜBER JAHRTAUSENDE GENUTZT

Die Ausgrabungen im Kiesabbaugebiet sind zwar erst zu einem kleinen Teil ausgewertet, doch bereits jetzt können wir die Entwicklung der Landschaft und der menschlichen Präsenz in den Grundzügen erkennen. In der letzten Eiszeit lagerten Schmelzwasserströme im Vorfeld des Rheingletschers mächtige Kiesschichten ab. Beim Gletscherrückzug blieb eine von Rinnen durchzogene Landschaft zurück, in der sich allmählich Pioniervegetation und schliesslich Wald ausbreitete. Die frühesten Spuren von Menschen im heutigen Kiesabbaugebiet sind über 10 000 Jahre alt. Ab diesem Zeitraum können wir zwar keine kontinuierliche, aber doch eine immer wiederkehrende Nutzung bis in die Gegenwart nachweisen.

LAGERPLÄTZE UND ERSTE SIEDLUNGEN

In der Mittelsteinzeit lebten die Menschen als Nomaden und zogen bei der Jagd und zum Sammeln von Nahrung durch die Landschaft. Sie blieben oft nur für kurze Zeit am selben Ort. Keramik, die häufigste Fundgattung der Archäologie, kannten sie noch nicht. Dementsprechend hinterliessen sie nur wenige Spuren. Die bisher ältesten Funde im Kiesabbaugebiet stammen aus einer Grube, die um 8200 v.Chr. aufgefüllt wurde. Es handelt sich um Knochen von erbeuteten Auerochsen und um Abschläge von Silices (Feuerstein). Letztere belegen, dass die Leute hier Werkzeuge und Waffen herstellten oder reparierten. Weitere Spuren zeigen, dass vorbeiziehende Jäger und Sammler auch in den folgenden Jahrtausenden in dieser Gegend gelegentlich Rast machten.

Ab etwa 5500 v.Chr. liessen sich in unseren Breiten Menschen dauerhaft nieder, betrieben Ackerbau und stellten Gefässe aus

Keramik her. Im Kiesabbaugebiet ist diese frühe Phase der Jungsteinzeit nur indirekt belegt. In Bodenprofilen haben wir eine dunkle Schicht dokumentiert, die in diese Zeit datiert. Sie enthielt Holzkohlestückchen, was auf Waldrodungen in der Umgebung hindeutet.

Die ältesten Siedlungsspuren gehen bis um 4400 v.Chr. zurück. Sie zählen zu den frühesten Nachweisen einer sesshaften Lebensweise im Kanton Zürich. Die Bäuerinnen und Bauern, die hier wohnten, waren in weitverzweigte Netzwerke eingebunden. Der Stil der Keramikgefässe belegt Verbindungen an den Oberrhein (Elsass und Breisgau). Der für Werkzeuge und Waffen verwendete Silex stammt vor allem aus den nahen Lagerstätten in der Region Schaffhausen und von der Lägern, einzelne Stücke aber auch aus der Provence. Wie lange die Siedlung bestand, wissen wir nicht. Weitere Spuren zeigen jedoch, dass tausend Jahre später dasselbe Areal wieder – oder immer noch? – bewohnt war.

TOTENKULT – EIN SPIEGEL DER GESELLSCHAFT

Das älteste Grab im Kiesabbaugebiet wurde um 2200 v.Chr. angelegt. Es gehört in die frühe Bronzezeit – der neu erfundene Werkstoff aus Kupfer und Zinn gab jener Epoche den Namen. Die jung verstorbene Frau wurde mit angezogenen Beinen auf die linke Körperseite gebettet. Beigaben wie Schmuck oder Gefässe fehlen. Die Erdbestattung ohne Beigaben, die «Hockerlage» und die Tatsache, dass in der Nähe keine weiteren Gräber vorliegen, sind typisch für diese Zeit.

Ganz anders ist der Grabbrauch in der späten Bronzezeit. Damals, genauer um 850 v.Chr., wurde im Kiesabbaugebiet ein Bestattungsplatz angelegt, von dem wir bis jetzt zwölf Gräber kennen. Die Toten

Ein Grab aus der Spätbronzezeit enthielt 60 Keramikgefässe und Speisen als Beigabe. Im massstäblichen Plan sind die zerbrochenen Gefässe rot und die Tierknochen grün eingetragen. Zeichnung: Oliver Burch AD, Foto: Sara Amadori AD

Die Restauratorinnen der Kantonsarchäologie setzten aus den Scherben ein komplettes Keramikgefäss zusammen.

Seite 12/13 unten: Restaurierte Gefässe aus einem Grab der späten Bronzezeit (um 850 v.Chr.).



Das Zeichnen hilft, komplexe Befunde besser zu verstehen, denn man ist gezwungen sehr genau hinzuschauen.





Der bisher rätselhafteste Befund der Ausgrabung: Eine bis zu 15 cm dicke Schicht, die fast nur aus Scherben bestand, auf einer Fläche von mehr als 150 m².



wurden auf einem Scheiterhaufen kremiert. Die Bestatter lasen danach einzelne verbrannte Knochen aus dem Aschehaufen heraus und legten sie zusammen mit Keramikgeschirr nieder. Im reichsten Grab, das nicht weniger als 60 teilweise aufwändig verzierte Gefässe enthielt, fanden wir auch unverbrannte Tierknochen. Sie stammen von Ferkeln und kleinen Wiederkäuern, Lämmlein oder Zicklein. Diese Fleischbeigaben und die Gefässe, die vermutlich mit Speisen oder Getränken gefüllt waren, lassen an ein Gastmahl und eine entsprechende Ausstattung für das Jenseits denken. Die Zahl und die Qualität der Gefässe sprechen für eine Person mit Reichtum und Einfluss in der Gesellschaft.

Etwa 400 m von den Gräbern entfernt liegt der bisher rätselhafteste Befund unserer Ausgrabung. Auf einer Fläche von mehr als 150 m² trafen wir auf eine bis zu 15 cm dicke Schicht, die fast nur aus Scherben bestand. Insgesamt haben wir rund 230 000 Fragmente von Keramikgefässen mit einem Gesamtgewicht von 2200 kg geborgen! Ist es ein Kultplatz, bei dem in rituellen Handlungen Gefässe zerbrochen wurden, vielleicht während der Begräbniszeremonien? Oder wurde mit den Scherben eine feuchte Stelle am Bach trockengelegt? Um die simple Müllhalde einer Siedlung dürfte es sich kaum handeln, denn andere Abfälle wie etwa Tierknochen haben wir fast keine gefunden.

Ganz nahe bei den Gräbern der späten Bronzezeit wurde auch in der älteren Eisenzeit bestattet. Diese Gräber sind rund 250 Jahre jünger und datieren um 600 v.Chr. Nun setzte man die Toten in ihrer Kleidung bei, geschmückt mit Ohrringen, Armbändern, Halsringen und anderem. Hinter der neuen Grabsitte steckt ein Wandel der Jenseitsvorstellungen und vielleicht der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Darstellung der verstorbenen Person hat sich verändert. Über den Gräbern wurden Hügel aufgeschüttet, die heute aber wieder vollständig ausgeebnet sind. Gefunden haben wir die kreisförmigen Gräben, welche die einstigen Hügel begrenzten. Durchmesser von bis zu 20 m lassen eindrückliche Grabmäler erahnen.

WOHNEN AM BACH

Dass im Kiesabbaugebiet Spuren von Siedlungen aus der Jungsteinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit und dem Frühmittelalter vorliegen, erstaunt nicht. Die Schotterterrasse des Rheins bei Nidermartel bietet gutes Landwirtschaftsland, das der Maderbach mit Wasser versorgt. Die keltische Siedlung der späten Eisenzeit bestand nach allem, was wir aus den Untersuchungen von 1959–1961 wissen, während rund 50 Jahren. Etwa zeitgleich existierte auf den Halbinseln von Rheinau und Altenburg (D) ein Oppidum, eine befestigte stadtartige Siedlung. Beide Siedlungen wurden um die Mitte des 1. Jahrhunderts v.Chr. aufgegeben. Ob dies mit dem Auszug der Helvetier zusammenhing, den Julius Caesar für das Jahr 58 v.Chr. beschrieb, wissen wir nicht. Dass das Gebiet von Marthalen danach vollständig brach lag, ist aber unwahrscheinlich.

Mit der Etablierung der römischen Herrschaft entstanden im 1. Jahrhundert n.Chr. neue Siedlungen. Im Kiesgrubenareal fehlen bisher Belege für eine Nutzung in römischer Zeit, dafür kennen wir einen Gutshof nordwestlich von Marthalen in den Fluren Niderwil/Underwil. Die erhöhte Lage mit Ausblick auf die Landschaft ist typisch für eine römische Villa rustica. Anders als bei der keltischen und der frühmittelalterlichen Siedlung, die nur aus Holzhäusern bestanden, war u.a. das Herrenhaus in Stein errichtet. Wandmalereien schmückten einige Räume. Der Gutshof existierte vermutlich vom 1. bis ins 4. Jahrhundert, aber die Flurnamen sprechen dafür, dass es dort auch im Frühmittelalter eine Siedlung gab.

Das römische Reich befestigte im späten 4. Jahrhundert die Rheingrenze gegen das freie Germanien. Eine Wachturmuine ist nur 2 km westlich unserer Grabung in der Flur Strickboden in Rheinau zu besichtigen. Im Verlauf des 5. Jahrhunderts schwand der römische Einfluss und im 6. Jahrhundert wurde unser Gebiet Teil des Frankenreichs. Wie dieser Übergang in Marthalen vonstatten ging, ist nicht klar. Bisher kennen wir kaum Hinweise auf eine Besiedlung im 5. und 6. Jahrhundert.

Hinter der neuen Grabsitte steckt ein Wandel der Jenseitsvorstellungen.

Eine kleine Auswahl an Keramikscherben aus der Scherbenplanie. Die meisten Gefässfragmente datieren zwischen 1000 und 800 v.Chr.

2018 entdeckten wir Gräber der älteren Eisenzeit (um 600 v.Chr.). In der Drohnenaufnahme sind die Gräben sichtbar, welche einst die Grabhügel umfassten.

Foto: Simon Vogt AD



Die landwirtschaftliche Nutzung ist ein Glücksfall für die Archäologie, der fortschreitende Kiesabbau bedroht im Boden verborgenes Kulturgut.

DAS FRÜHMITTELALTERLICHE «NIEDER-MARTHALEN»?

Um 600 wurde im heutigen Kiesabbaugebiet eine neue Siedlung gegründet. Im Verlauf des 7. Jahrhunderts dehnte sie sich über mindestens 60 000 m² aus, sie wurde aber ein Jahrhundert später schon wieder verlassen. Sie bestand aus einer Ansammlung von Gehöften und einem Bestattungsort. Die Waffen in den Gräbern zeigen, dass ein Teil der Bevölkerung Kriegsdienst leistete, möglicherweise im Gefolge lokaler Herrschaftsträger. Hauptbeschäftigung war aber die Landwirtschaft und die Produktion von anderen lebenswichtigen Gütern wie Kleidern und Werkzeugen. Davon zeugen Eisenschlacken und Schmiedeessen sowie Grubenhäuser. In diesen halbkellerartig eingetieften Bauten webte man Textilien aus Leinen und Hanf.

Grundnahrungsmittel war Getreide. Um die Körner zu Schrot und Mehl zu malen, verwendete man kleine Handmühlsteine, die wir in beträchtlicher Zahl gefunden haben. Ein auf den ersten Blick unscheinbares Eisenobjekt zeigt, dass in der frühmittelalterlichen Siedlung vermutlich auch eine Wassermühle stand. Diese Mühlentechnik, die erstmals die Wasserkraft nutzte, war in römischer Zeit aus dem Mittelmeerraum in unsere Breitengrade gelangt. Der Mederbach, der durch die frühmittelalterliche Siedlung floss, trieb die Mühle an. Noch heute erinnert die Udermüli im Weiler Nidermartel östlich des Kiesabbaugebiets an die Nutzung dieses Wasserlaufs zum Antrieb von Maschinen.

Der Weiler Nidermartel ist vielleicht ein letzter Rest der im 7. Jahrhundert gegründeten Siedlung. Der Name verweist auf die topographische Lage. Neben «Nieder-Marthalen» gab es «Ober-Marthalen», das heutige Marthalen, das sich seit dem 13. Jahrhundert zum geschlossenen Dorf entwickelte. Gräber des 7. Jahrhunderts, die beim Leeberenhügel südlich des Ortskerns gefunden wurden, belegen eine Siedlung im Umfeld des heutigen Dorfes. Weshalb die frühmittelalterliche Siedlung bei Nidermartel im 8. oder 9. Jahrhundert weitgehend verlassen wurde, ist unbekannt. Vielleicht führte Abholzung zu vermehrten Überschwemmungen des Mederbachs. Mögliche Gründe sind auch die zunehmende Attraktivität anderer Siedlungen – im Umfeld von Nidermartel das heutige Marthalen, aber auch Rheinau – oder die Verlagerung von Verkehrswegen.

Nach dem Frühmittelalter wurde das Areal bis heute nicht mehr überbaut, sondern landwirtschaftlich genutzt. In der Neuzeit betrieb man hier intensiv Graswirtschaft mit Wässerwiesen. Landkarten zeigen Kanäle, die vom Mederbach abzweigen und das Wasser auf die Wiesen führen. Die vom Bach herbeitransportierten Feinsedimente sorgten zudem für einen fruchtbaren Boden.

Diese landwirtschaftliche Nutzung ist ein Glücksfall für die Archäologie, denn dank ihr blieben archäologische Überreste erhalten. Erst der fortschreitende Kiesabbau bedroht im Boden verborgenes Kulturgut und führt zu den Untersuchungen, welche die reiche archäologische Hinterlassenschaft zum Vorschein bringen.

Die Wild-Karte von etwa 1850 zeigt die Landschaft und die Lage der Ausgrabung westlich von Nidermartel. Die wenigen noch bestehenden Häuser von Nidermartel könnten ein Rest des ursprünglich viel grösseren «Nieder-Marthalen» sein.

Karte: Amt für Raumentwicklung Kanton Zürich

Diese Fragmente von Kämmen aus Geweih stammen aus der frühmittelalterlichen Siedlung.



GLOSSAR

Für Open-Access Bildrechte nicht vorhanden.

Provokation

Rechtliche Begriffe sind gelegentlich missverständlich. Sie können gar das Gegenteil von dem bedeuten, was sie in der Alltagssprache meinen. Darüber zu diskutieren, lohnt sich nicht. Denn um sie zu ändern, bräuchte es eine Volksabstimmung.

JAN CAPOLE

Im Alltag bezeichnet Provokation das gezielte Hervorrufen einer (unbedachten oder gar unzulässigen) Handlung bei einer Person oder Personengruppe. Im Strafrecht hat Provokation die gleiche Bedeutung. Nicht aber im Baurecht! Hier heisst Provokation: «Jeder Grundeigentümer ist jederzeit berechtigt, vom Gemeinwesen einen Entscheid über die Schutzwürdigkeit seines Objekts zu verlangen.» Der Grundeigentümer oder die Grundeigentümerin ruft durch eine Provokation somit gezielt eine (bedachte und zulässige) Handlung von Verwaltungsangestellten hervor. Gleich ist bei den zwei unterschiedlichen Bedeutungen von Provokation das Hervorrufen einer Handlung, gegensätzlich das «unbedacht und unzulässig» im Alltag gegenüber dem «bedacht und zulässig» im Baurecht. Das gilt es zu bedenken, falls man die Baudirektion provozieren will.

Foto: John Macdougall via Getty Images



Sichelglanz

Silex oder Feuerstein war in der Steinzeit der einzige Rohstoff zur Herstellung von Schneidewerkzeugen. Sogenannter Sichelglanz zeigt, wofür manche Klingen gebraucht wurden.

OLIVIA STÜSSI, EVA KÜHNELT

Sichelglanz oder Lackglanz ist eine lackartige Politur an Silexklingen. Sie entsteht beim Schneiden von kieselsäurehaltigen Pflanzen. Ursprünglich klebte man die Klingen mit Birkenteer in unterschiedlich geformte Holzgriffe. Interessant sind sie für die Archäologie, weil Getreidestängel Kieselsäure enthalten. Die ältesten Nachweise für Sichelglanz stammen aus der Fundstelle Jerf al Ahmar im heutigen Syrien und sind 11 000 Jahre alt. Leider ist Sichelglanz als indirekter Nachweis für den Getreideanbau nur bedingt tauglich. Auch Schilf und andere Gräser, die als Textilfasern, Futtermittel und Baustoffe in Frage kommen, sind kieselsäurehaltig.

Die abgebildete Klinge mit Sichelglanz ist spätneolithisch. Mit ihr schnitt jemand um 3100 v.Chr. in der Gegend der heutigen Zürcher Mozartstrasse Getreide oder Gräser.

TOURNEE

Der Prunkdolch aus dem
Kanalisationsgraben

Seit mehr als 35 Jahren bereichert er die archäologische Sammlung des Kantons Zürich: ein zweifarbiger Dolch aus Radiolarit. Demnächst hat das Gerät aus der Jungsteinzeit seinen Auftritt in der neuen Monographie der Kantonsarchäologie.

KURT ALTORFER

Im Zusammenhang mit der Kanalisationssanierung fand in der Seerosenstrasse im Zürcher Seefeld eine Rettungsgrabung statt. Sie brachte am 15. April 1987 einen besonderen Fund ans Tageslicht: eine prächtige zweifarbige Dolchklinge. Laut einer Materialanalyse der Neuenburger Geologin Jehanne Affolter stammt der seltene Rohstoff Radiolarit vermutlich vom Gipfel des Monte Generoso am Luganersee. Die stark nachgeschärfte Klinge datiert in die Zeit des Eismanes «Ötzi» und gehörte wohl einem angesehenen Mann, der im späten 33. Jahrhundert v.Chr. lebte. Wie dieses ungewöhnliche Objekt nach Zürich gelangt sein könnte, lässt sich bald in einer Studie nachlesen, die über 33 000 Zürcher Funde auswertete. Monographie 58 der Kantonsarchäologie erörtert zudem, wie der Silizit, der «Stahl der Steinzeit», gefördert, verarbeitet und verbreitet wurde und wie man sich die Ökonomie zur Zeit der Pfahlbauten vorstellen kann.



Die einst so prachtvolle, zweifarbige Dolchklinge wurde so oft nachgeschärft und umgearbeitet, dass sie heute nur noch ein Schatten ihrer selbst ist.

«Roaring Twenties» im Alterthümer-
Magazin

Meist erinnern nur noch Fotos an abgebrochene Gebäude. Ein massives Cheminée aus Kalkstein bildet da eine Ausnahme. Als greifbarer Zeitzeuge führt es uns den Prunk der Villa Schöna in Zürich-Riesbach vor Augen.

CHRISTINE MURALT-HERRMANN



Bereits 1972 kommt das Cheminée mit den prächtigen Löwenpranken in das Bauteillager der Denkmalpflege. Damals musste die 1865/66 errichtete Villa Schöna dem Bau des neuen Botanischen Gartens weichen. Zum Glück wurden einige handwerklich hervorragend geschaffene Bauteile vor dem Abbruch ausgebaut. Das neoklassizistische Cheminée befand sich in der imposanten Eingangshalle und stammte aus einem tiefgreifenden Umbau der 1920er-Jahre. Ein zweites, gleichartiges Cheminée, das die grosse Bibliothek schmückte, fand 1976 in der Villa Schulthess in Wädenswil ein neues Zuhause. Originale Stücke des Cheminées aus der Eingangshalle sowie Fotos und Informationen zur Geschichte der Villa sind ab September in der Ausstellung «Zürcher Einbaugeschichten» im Alterthümer-Magazin in Zürich zu sehen.

www.zh.ch/alterthuemer-magazin



Kurz vor dem Ausbau des fast zwei Meter hohen Cheminées entsteht ein letztes Foto am ursprünglichen Standort.

TROUVAILLE

EIN RING SAGT MEHR ALS TAUSEND WORTE

Fingerringe sind ein aussagekräftiges Medium. Sie verraten uns viel über ihre Trägerinnen und Träger. Als Schmuckstück genauso wie als Kommunikationsmittel begleiten sie die Menschen seit Jahrtausenden. Die mittelalterliche Tradition des Eherings oder des Siegelrings mit Familienwappen etwa findet nach wie vor weite Verbreitung.

MANUEL WALSER

Die ältesten sicher nachgewiesenen Fingerringe aus dem Kanton Zürich stammen aus der Mittelbronzezeit (1600–1300 v.Chr.) und wurden in Gräbern gefunden. Die Ringe aus der Bronzezeit und der Eisenzeit stellen uns aber noch vor manches Rätsel, da Hinweise zu ihrem Kontext fehlen. Ab der Römerzeit gewährt uns die breite Quellenlage einen tiefen Einblick in die Kultur- und Sozialgeschichte. Dadurch wissen wir, dass dem Fingerring eine zentrale Stellung als Kommunikationsmedium zukam.

Bis sich die Werte der Französischen Revolution (Egalité) hierzulande durchsetzten, prägte eine viel stärkere Abgrenzung zwischen den sozialen Gruppen die Gesellschaft. Der Fingerring, an den unbedeckten Händen getragen, diente dabei als gut sichtbares Zeichen für die Position und die Rolle im gesellschaftlichen Gefüge. Freigelassene Sklaven im Römischen Reich etwa trugen einen Ring als Beweis für ihren sozialen Aufstieg und den Erwerb neuer Rechte und Pflichten.

Im reformierten Zürich war das übermässige Zurschaustellen von Schmuck verpönt. Regula Rollenbutz-Hirzel aber hielt an der Tradition des Ringtragens fest.

Gemälde von 1583: Schweizerisches Nationalmuseum LM-20990



Die meisten frühmittelalterlichen Fingerringe werden in Gräbern gefunden. Zusammen mit anderen Beigaben geben sie einen Hinweis auf die soziale Stellung der bestatteten Person. Es kommt auch vor, dass Bestattete des Frühmittelalters mehrere hundert Jahre alte Ringe aus der Römerzeit tragen.



Eine Vielzahl und Vielfalt von Quellenbelegen macht die aussergewöhnliche Bedeutung des Fingerrings ersichtlich: Keine Schmuckform erscheint häufiger in bildlichen Darstellungen. Im archäologischen Kontext begegnet er uns als Verlustobjekt oder in bewusst niedergelegter Form, zum Beispiel als Grabbeigabe. Dieser Brauch war in der Spätantike und dem Mittelalter bis ins 7. Jahrhundert populär, hauptsächlich in romanisierten Gesellschaften.

Fingerringe geben wertvolle Informationen über ihre Trägerinnen und Träger preis. Schon das Material weist auf die soziale Stellung hin. Am verbreitetsten sind Eisen, Silber und Gold sowie die Legierungen Bronze und Messing. Gravuren und Zeichen zeigen die Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder bringen den Ring mit einem bestimmten Ereignis in Verbindung.

Ein in Neftenbach gefundener Ring aus verzinnter Bronze mit der Inschrift AVE SOROR (sei gegrüsst/leb' wohl Schwester) lässt uns annehmen, dass er von einer Frau getragen wurde und darüber hinaus eine Memorialfunktion erfüllte. Vielleicht wurde er seinerzeit als Abschiedsgeschenk überreicht.

Besonders viel erzählt uns ein bronzenener Siegelring aus der Zeit des aufkommenden Christentums. Ins 4. Jahrhundert datiert, bringt er den ältesten Nachweis der damals noch jungen Religion im Kanton Zürich. Der Ring signalisierte nicht nur die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde, das Siegel deutet auch darauf hin, dass der Träger oder die Trägerin des Lesens und Schreibens mächtig war.

Nicht nur Briefe wurden damals versiegelt, sondern auch Möbel oder Geldbörsen, um sicher zu sein, dass sie nicht geöffnet wurden. Hielt die Person mit dem Siegelring Sklaven, denen sie nicht ganz traute? In römischer Zeit gab es sogar spezielle Ringe mit angesetztem Schlüsselschild oder Schlüsselbart, um massive Schlösser zu verschliessen. Auch diese Ringe erfüllten nicht nur eine praktische Funktion, sondern zeugten gleichzeitig von Besitz und einer herausragenden sozialen Position.

Schliesslich figurierten Fingerringe bis in die Neuzeit stets als magisch-kultische Gegenstände. Als Heils- oder Glücksbringer getragen, waren sie oft mit Götterdarstellungen und Wunschformeln versehen oder mit apotropäischen Symbolen, um Schaden abzuwenden. In vielen Sagen und Legenden wohnen ihnen darum auch grosse magische Kräfte inne. Leider konnte von unseren bezaubernden Stücken bislang aber noch keiner unsichtbar machen.





Der Ring signalisierte nicht nur die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde, das Siegel deutet auch darauf hin, dass der Träger oder die Trägerin des Lesens und Schreibens mächtig war.

Seite 22: Römische und frühmittelalterliche Ringe aus dem Fundus der Kantonsarchäologie Zürich.

Der typisch römische Siegelring zeigt eine Galeere. Doch anstelle eines Segels ragt das griechische Christusmonogramm Chi-Rho für Christós aus dem Deck.
Zeichnung: Daniel Pelagatti AD

Mit dem zierlichen Schlüsselring aus Neftenbach liess sich vielleicht ein Schmuckkästchen öffnen.

Der ebenfalls in Neftenbach gefundene Ring aus verzinnter Bronze ist aussen achteckig. Auf jedem Feld ist ein Buchstabe eingraviert, zusammen bilden sie die Worte AVE SOROR.





STANDPUNKT

AM ANFANG WAR DAS FEUER

Thomas Brunner ist Ofenbauer, ein sogenannter Hafner, und das aus Leidenschaft. In seiner Arbeit greift er auf historisches Wissen und überlieferte Handwerkstechniken zurück. Wir durften ihn in seiner kunterbunten Werkstatt in Illnau besuchen. Im Interview erzählt er, wieso er Kachelöfen für den Inbegriff von Recycling und Nachhaltigkeit hält und was es in ihrem Zusammenhang noch zu entdecken gibt.

VIVIANE MATHIS

Hafner ist ein Beruf mit einer langen Tradition. Kannst du uns etwas zur Geschichte dieses Handwerks erzählen?

THOMAS BRUNNER: Die Ursprünge liegen im Töpfern von Geschirr, also fast bei Adam und Eva. Was wir unter Kachelöfen verstehen, ist im späten 13. Jahrhundert Realität geworden. Ab dann entwickelten sich verschiedene Arten von Kacheln. Die Hafner als Ofenbauer erreichten eine Hochblüte im Spätmittelalter. Bis ins 18. Jahrhundert stellte ein Grossteil von ihnen noch beides her, Geschirr und Kacheln. Ab 1800 kam es zu einer Diversifizierung: Hafner bauten Öfen und Töpfer stellten Geschirr her. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann dann die industrielle Fertigung der Kacheln in Fabriken. Ich mache heute wieder beides, Kacheln produzieren und Öfen bauen.

Weshalb diese frühe Spezialisierung?

Das hängt mit der Entwicklung der Öfen zusammen. Die einen spezialisierten sich auf die Herstellung der gestalterisch immer aufwändigeren Kacheln. Die anderen konzentrierten sich darauf, die Effizienz der Öfen zu optimieren. Als im 18. Jahrhundert das Holz knapp wurde, entstanden Auflagen und Preisausschreiben, um möglichst effiziente Feuerungen zu fördern. In dieser

Zeit etablierte sich der traditionelle «Fünfüger», eine wirkungsvolle Art des Innenausbaus der Kachelöfen.

Wie wichtig ist das Wissen um diese Techniken heute?

Vor allem beim Innenausbau ist entscheidend, dass man nach den Regeln des Handwerks vorgeht und auf tradiertes Wissen zurückgreifen kann. Wenn durch einen Baufehler ein Riss in der untersten Kachelreihe entsteht, muss nämlich der ganze Ofen abgebaut und neu aufgesetzt werden.

Welche Rolle spielen Nachhaltigkeit und Recycling?

Kachelöfen können jederzeit repariert werden. Da der Innenausbau früher kaputt geht als der Kachelmantel, sind Ab- und Wiederaufbau von Anfang an vorgesehen. Die Ofentüren und Kacheln sind sehr langlebig und können x-mal wiederverwendet werden, auch in verschiedenen Öfen. Oft sind viele Teile schon vorhanden oder ich finde sie im Bauteillager der Zürcher Denkmalpflege mit seinem riesigen Fundus. Aber nicht nur die Teile an sich, auch deren Reststoffe sind rezyklierbar. Ein traditionell gebauter Ofen besteht ausser aus tonernen Kacheln, die mit Flusskieselsteinen und Lehm gefüllt sind.





Die Öfen der Winterthurer Hafnerdynastie Pfau sind wahre Kunstwerke. Die Geschichte des Ofens links erzählt «Einst und Jetzt» Heft 14.

Fotos: Simon Vogt AD

Die Schamottesteine im Innern können gemahlen und als Zuschlagstoff in neuen Steinen verarbeitet werden, die Drahtklammern gehen zum Alteisen. Ich behaupte, dass ein Kachelofen – zumindest theoretisch – fast zu hundert Prozent wiederverwertbar ist.

Und das Heizmaterial?

Das Plus am Kachelofen ist, dass man eine grosse Masse in relativ kurzer Zeit aufheizt und diese ihre Wärme dann langsam abgibt. Mit welcher Art Energie man aufheizt, ist egal. Heute gibt es Systeme, die den Ofen per Infrarot, Gas oder Pellets aufheizen und sich sogar per Knopfdruck bzw. App steuern lassen.

Erlebt der Kachelofen eine Renaissance?

Ja, einerseits aufgrund der aktuellen Energiekrise. Im Gegensatz zu allen anderen Heizungen funktioniert ein traditioneller Kachelofen immer, ob nun Strom fliesst oder nicht. Andererseits zeigen Umfragen, dass bis zu 70 % der Mieter bereit wären, für eine Kleinholzfeuerung mehr Miete zu zahlen. Ich glaube, das kommt daher, dass wir seit Jahrtausenden vor dem Holzfeuer sitzen, das bringt man nicht so schnell aus unserem Gemüt. Trotzdem lebe ich hauptsächlich von Denkmalobjekten, in denen Kachelöfen geschützt und geschätzt sind.

Kachelöfen haben durch ihre Bemalung oder wechselnden Standorte viel zu erzählen.

Hast du eine Lieblingsgeschichte?

Während in der Forschung oft die Kachelmaler oder die Besitzer der Öfen im Fokus stehen, gibt es eine Menge wenig bekannter Geschichten auch aus meinem Stand. Beispielsweise jene des Dorfhafners Morf, über den ein Kirchenbucheintrag von Illnau sagt: «Verbrannte auf schreckliche Weise im Ofen». Es wurde viel darüber diskutiert, wie es dazu kommen konnte. Ich habe meine eigene Theorie. Gerne möchte ich junge Forschende dazu auffordern, die historischen Lebens- und Wirkungsgeschichten der vielen «Landhafner» zu erkunden.

ALT UND NEU BILDEN EINE WUNDERSAME EINHEIT

MIT DEM BAUBERATER UNTERWEGS IM RENOVIERTEN WESTFLÜGEL DES LANDESMUSEUMS

KARIN SALM

Der Westflügel des Landesmuseums erstrahlt seit 2019 in neuem Glanz. Mit grossem Aufwand wurden Malereien freigelegt oder nach alten Fotografien rekonstruiert und Fliesen nach dem historischen Vorbild angefertigt. Die Raumatmosphäre, die der junge Architekt Gustav Gull im 19. Jahrhundert schuf, ist damit wieder erlebbar. Der Westflügel sei denn auch der schönste und beste Teil der Sanierung und Erweiterung des Landesmuseums, findet Lukas Knörr, Bauberater der kantonalen Denkmalpflege.



Blick vom Platzspitz zum Landesmuseum auf einer kolorierten Ansichtskarte von 1902
Baugeschichtliches Archiv Stadt Zürich.

Seite 29: Der Treppenaufgang mit der restauratorisch freigelegten Decke «Arbon». Statt wie einst aus Stoff ist die Schweizer Fahne neu mit Leimlasuren an der Decke angedeutet.



Was für ein Spektakel in einem eigentlich unbedeutenden Raum zwischen einer Treppe und dem Durchgang zu den prächtigen Period Rooms! Exquisite Malereien im Sinne der Renaissance zieren das Gewölbe, ganz oben an der Decke prangt ein Schweizerkreuz mit Flammen, die bordeauxrote Wandmalerei erinnert an kostbare Tapeten, die aufgemalte Steinquaderfassung ist fein und der Terrazzoboden wirkt elegant. Eine Farbenpracht, die Lebenslust ausstrahlt und die Besucherinnen und Besucher sofort einnimmt und heiter stimmt. «Das ist mein Lieblingsort», sagt Lukas Knörr auf einem Rundgang durch den sanierten Westflügel.

Als Bauberater der kantonalen Denkmalpflege hat er neun Jahre lang die Sanierung des Landesmuseums begleitet. Dass hier die «Gullsche Stimmung» wieder auflebt, ist nicht zuletzt der kantonalen Bau- und Denkmalverwaltung zu verdanken. Die Restaurierung der elf historischen Zimmer, der «Period Rooms», nach allen Regeln der Kunst und ihre Anpassung an die Anforderungen bezüglich Sicherheit und Technik stand nie in Frage. Der Kanton erklärte aber auch in den Erschliessungsflächen und den anderen Ausstellungsräumen die Wiederherstellung der verloren gegangenen historischen Oberflächen durch Freilegen oder Rekonstruktion zur Pflicht.

Knörr kennt das Haus und den Westflügel in- und auswendig. Auf dem Rundgang will er vor allem Orte zeigen, die Dank der Sanierung eine eindrückliche Rückverwandlung erfahren haben. Und so erinnert er sich gut daran, wie der beeindruckende Raum zwischen Treppe und Durchgang 2014 noch aussah: Die Wände und das Gewölbe waren einheitlich monochrom überstrichen, der Fussboden bestand aus grossen Steinplatten. Ein Zwischenraum eben, ohne jegliche Gullsche Pracht.

Allerdings war die Vergangenheit hier nicht endgültig getilgt. Wie alle Teile des Landesmuseums war auch dieser Raum fotografisch dokumentiert worden. Zudem führte die Firma fontana & fontana eine gründliche Oberflächen- und Farbumtersu-

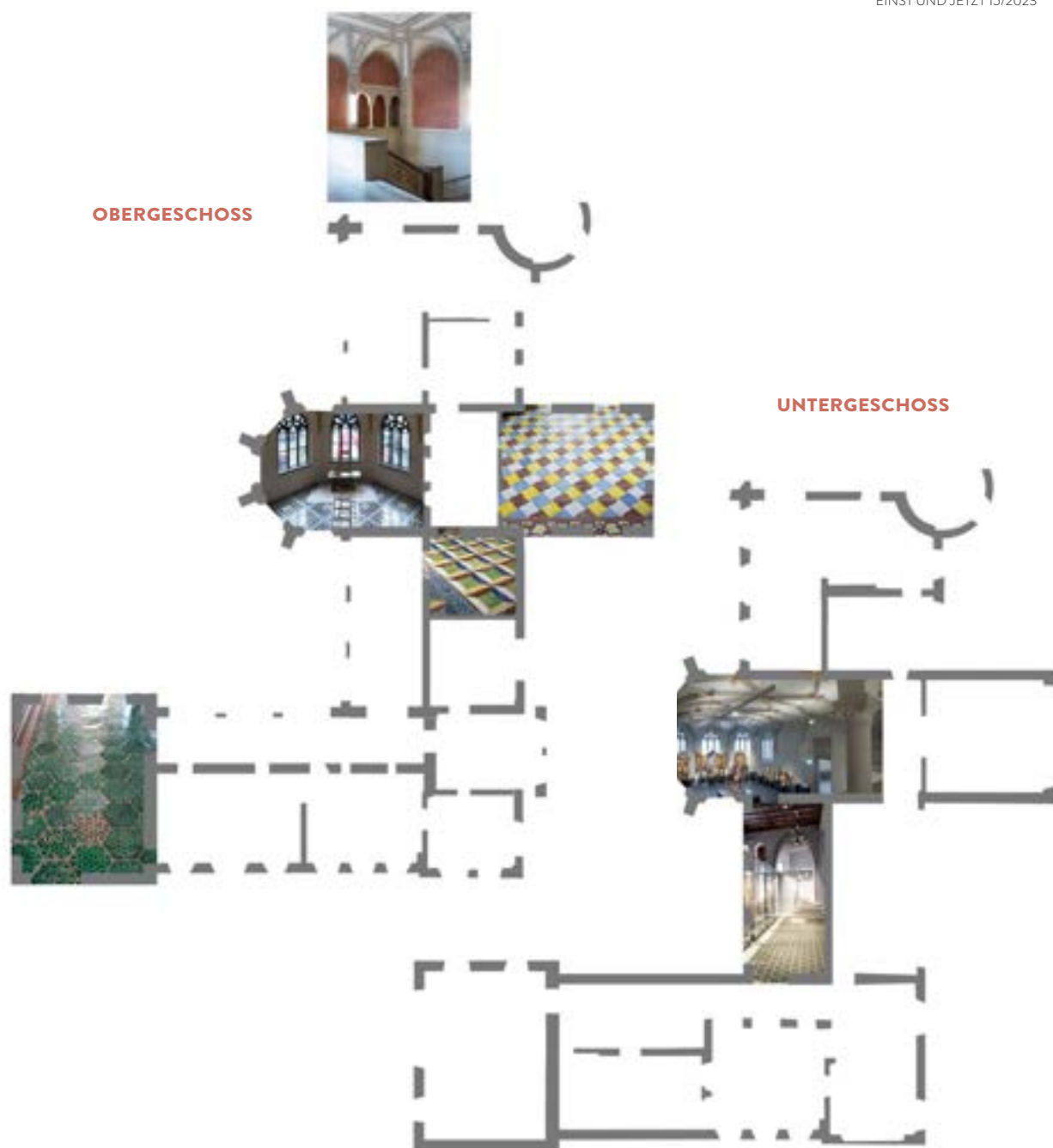
chung durch und Christian Marty trug mit seinem Unternehmen Ars Artis AG vertiefende Resultate bei. Bereits im Streiflicht zeichneten sich auf der Gewölbefläche und den Bögen die überstrichenen Malereien ab. Unter den diversen Anstrichen kam dann tatsächlich Malerei aus der Bauzeit zum Vorschein. Wäre es am Ende sogar möglich, sie wieder ganz freizulegen? Mit Abbeizpaste und Skalpell machten sich die Experten an einem Gewölbebogen mit chirurgischer Präzision ans Werk. Sie stellten erfreut fest, dass die pudrige Originalfarbe aufgrund der Übermalungen zwar reduziert war, die dekorative Malerei als Ganzes aber noch bestand. Eine Freilegung – mit vielen Stunden Arbeit und gehörigem Nervenkitzel – würde sich also lohnen. Bis zu sieben Farbschichten wurden mit Geduld und handwerklichem Geschick abgetragen, bis der prächtige Wandschmuck frei lag. Auf Retuschen haben Marius Fontana und sein Team verzichtet. Nur den Hintergrund hellten sie auf, damit die Farben der originalen Malereien besser hervortreten. An der Decke kamen bei den Untersuchungen keine Farben zum Vorschein, dafür viele kleine Löcher, die von Nägeln zu stammen schienen. Das Studium der fotografischen Dokumente löste das Rätsel: Hier war ursprünglich eine Schweizer Fahne aus Stoff montiert gewesen. Mit Leimlasuren deuteten die Maler eine Fahne mit Flammen an, quasi als Schatten der Geschichte. Fahne und Flammen sind reversibel, mit einem feuchten Schwamm wären sie leicht wieder entfernbare.

REKONSTRUKTION STATT FREILEGUNG

Ein üppiges Blumenmuster kam an den Wänden zum Vorschein. Anders als beim Gewölbe wurde hier darauf verzichtet, die originale Malerei freizulegen. Nicht zuletzt wegen den vielen Farbanstrichen, die in den letzten 100 Jahren angebracht wurden, um einen weissen, nüchternen Ausstellungsraum zu erhalten. Das hat der Wandmalerei nicht gutgetan. Stattdessen fertigten fontana & fontana ausgehend



Als Bauberater der kantonalen Denkmalpflege hat Lukas Knörr neun Jahre lang die Sanierung des Landesmuseums begleitet.



Mit Abbeizpaste und Skalpell machten sich die Experten an einem Gewölbebogen mit chirurgischer Präzision ans Werk.

Die freigelegte Malerei beim Treppenaufgang dient als Vorlage für die Neufassung.

Foto: Lukas Knörr AD

von den vorgefundenen Spuren 100 x 80 Zentimeter grosse Schablonen, um die Wandbemalung zu rekonstruieren. Wie die Handwerker von damals trugen sie das Muster leicht überlappend auf. Wer nahe an die Wand herantritt, sieht die Überschneidungen und denkt im ersten Augenblick: «Aha. Ungenau gearbeitet!» – um dann auf Distanz zu erkennen, wie grossartig die Gesamtwirkung ist. Das Original schlummert nun unter der Rekonstruktion. Ein kleines Befundfenster gibt den Blick darauf frei und macht deutlich: Die Malerwerkstätten fontana & fontana haben die prachtvolle Dekoration zielsicher ins Jetzt überführt.

Bauberater Knörr ist sichtlich zufrieden. Auch mit der Quader-Illusionsmalerei, die sich von der ehemaligen Eingangshalle über den Treppenaufgang ins obere Geschoss zieht. Die Quader sind mit einem feinen, dunklen Fugenstrich gezogen. Die kleinere Steinquaderfassung im Obergeschoss hat eine doppelte Linie und rechts oben eine keck halbrund abgefasste Ecke. Auch hier waren die Fotografien eine wertvolle Quelle.

ARCHITEKTUR ALS TEIL DER AUSSTELLUNG

Bevor es weitergeht zur unteren Kapelle vergisst Knörr nicht, auf den originalen Radiator mit den Blumenmotiven und die alten Fenster hinzuweisen. «Gerade die Fenster sind wichtig: Sie garantieren den Besucherinnen und Besuchern eine Orientierung, die in neuen Museen oft abhandenkommt, weil man unbedingt fensterlose Ausstellungsräume will. Zudem blickt man auf den Museumsbau, da für Gustav Gull die Architektur selbst auch Teil der Ausstellung war. Letztlich hat Gull mit dem Landesmuseum ein Gesamtkunstwerk geschaffen. Objekte, die Ausstellungsarchitektur und die Architektur sind ein Ganzes.»

Die Öffnung der Fenster der unteren Kapelle war denn auch der Denkmalpflege ein zentrales Anliegen. Um die Kapelle als Ausstellungsraum effizient und aus konservatorischen Gründen korrekt nutzen zu können, hatte man die gotischen Fenster verblendet. So ging der Bezug zum Aussenraum verloren. Ebenso wurde die dekorative Malerei im Gewölbe radikal überarbeitet und übermalt, die Wandflächen erhielten einen kunststoffvergüteten Putzabrieb samt Einfassung mit weisser Dispersionsfarbe. Das kunstvolle Netzgewölbe erfuhr starke Vereinfachungen und die ornamentalen Bodenfliesen wurden durch grosse Bodenplatten ersetzt. Auch hier hatte man – für einen neutralen Ausstellungsraum – nach und nach die Gullsche Pracht verbannt. Ernüchternd fielen dann die Untersuchungen von fontana & fontana aus: Auf den Decken entdeckten die Experten keine Farbspuren. Die auf alten, handkolorierten Fotos erkennbaren Blumen- und Arabesken-Motive waren unwiederbringlich zerstört, ebenso die Quaderzeichnungen an den Wänden. Nur an den Schlusssteinen der Gewölberippen waren minimale Spuren von Rot und Blau auszumachen und vom raffinierten Boden blieb eine einzige Fliese erhalten. Für die Fachleute war die untere Kapelle eine echte Herausforderung.

RUTSCHFEST UND ROBUST

Den Keramikern der Firma Ganz Baukeramik aus Embrach diente die dunkle Bodenplatte mit dem Blattrelief als Vorbild. Sie prübelten und tüftelten mit Farben und Material, bis alle zufrieden waren. «Das Replikat sieht aus wie damals und erfüllt gleichzeitig die Anforderungen des Bauherrn. Denn ein Boden muss heute aus Sicherheitsgründen rutschfest sein und im Unterhalt eine robuste Abriebfestigkeit haben.» Mit diesen Erläuterungen macht Knörr deutlich, dass jede Restau-

Letztlich hat Gull mit dem Landesmuseum ein Gesamtkunstwerk geschaffen. Objekte, die Ausstellungsarchitektur und die Architektur sind ein Ganzes.

An den Gewölberippen der oberen Kapelle kamen unter weisser Dispersion Spuren der früheren Bemalung in Goldocker zum Vorschein. Sie wurde bei der Restaurierung wieder hergestellt und gibt dem Raum zusammen mit dem Fliesenboden eine feierliche Stimmung.





Nach der Restaurierung entzückt die zuvor weiss überstrichene untere Kapelle mit ihrer Blumenpracht. Die floralen Ornamente in den Kreuzbögen sind das Produkt einer interpretierenden Rekonstruktion.

Foto links: fontana & fontana AG, Rapperswil-Jona



DIE SUCHE NACH DER STIMMIGEN VERSION

rierung nicht nur ein Abwägen ist, ob man Originalsubstanz freilegt, rekonstruiert oder neu interpretiert. Es braucht auch eine sorgfältige Diskussion zwischen Denkmalpflege, Architekten, Bauherr und Nutzern. Weil die kantonale Baudirektion für die Sanierung des Westflügels die Wiederherstellung zur Pflicht erklärt hatte, erhielten die denkmalpflegerischen Argumente besonderes Gewicht. Der Westflügel sei denn auch der schönste und beste Teil der Sanierung und Erweiterung des Landesmuseums, resümiert Knörr. «Dass der Gesamtprojektleiter vom Bundesamt für Bauten und Logistik BBL, Hanspeter Winkler, eine Affinität zur Denkmalpflege hatte, war ein Glück». Knörr zeigt stolz auf die farbenfrohe Deckenbemalung. Wäre es nach den Architekten Christ & Gantenbein gegangen, hätte man auf eine Rekonstruktion verzichtet, ihnen wäre ein neutrales Grau lieber gewesen. Doch Knörr setzte sich mit Erfolg für die florale Ornamentik ein, für eine Neugestaltung, die sich an den früheren Zustand anlehnt.

Im Unterschied zu den Keramikern hatten die Fachfrauen des Zürcher Unternehmens Mona Lisa nur eine kolorierte Fotografie aus dem Jahr 1905 zur Hand. Aber sie wussten, dass sich Architekt Gustav Gull beim Bau der unteren neugotischen Kapelle von der Michaelskapelle in Schwyz hatte inspirieren lassen. So entschied man, hier eine interpretierende Rekonstruktion zu wagen. Aufgrund umfangreicher Recherchen entwarf Johanna Vogelsang Bemusterungen, bis sich die Beteiligten für eine stimmige Version mit Blumen und eleganten Ranken in satten Farben entscheiden konnten. Schicht um Schicht trug Vogelsang die Keimschen Farben auf. Auch wenn diese nicht in der unteren Kapelle nachzuweisen waren, nahm sie an, dass die Handwerker sie hier verwendet hatten, wie bei der Malerei an der Aussenseite des Landesmuseums. Und: Vogelsang brachte die Farben lasierend an. Die Malerei sollte zurückhaltender sein, um das Auge der Besucherinnen und Besucher von heute nicht zu erschrecken – die Farbigkeit der Neugotik war bunt und knallig.

Wäre es nach den Architekten gegangen, hätte man auf eine Rekonstruktion verzichtet, ihnen wäre ein neutrales Grau lieber gewesen.

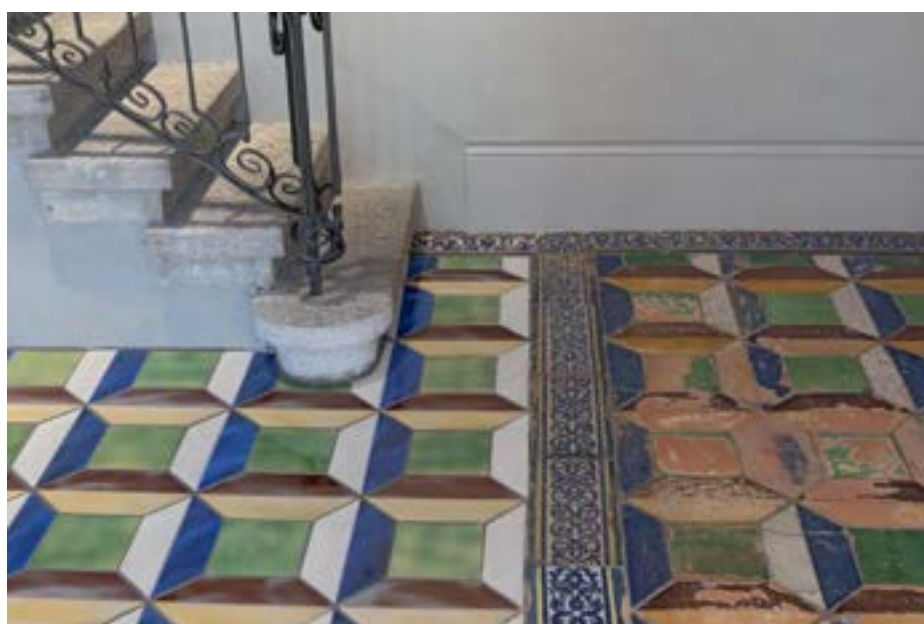
Die Gewölberippen erhielten den vorgefundenen Farbspuren entsprechend einen Anstrich in Blau und Rot. Die Schlusssteine wurden mit einer rekonstruierten Rosette versehen und mit einer Goldfarbe bemalt. Dass in einer Rosette ein ebenfalls goldener Feuermelder platziert wurde, löst bei Knörr ein Achselzucken aus: «Eigentlich stört es mich, wenn Technik zu Architektur gemacht wird.» Kompromisse müssen eben sein. Einen wirklich guten Kompromiss habe man bei den Fenstern gefunden: Um die empfindlichen Objekte vor direktem Licht zu schützen, wurden diskrete Netze montiert.



**Wenn Technik zu
Architektur gemacht
wird – Kompromisse
müssen eben sein ...**

In der unteren Kapelle versteckt
sich in der einen Rosette ein
Feuermelder in Gold (Bild links).

So könnte ein Feuermelder
platziert werden, ohne dass er zu
Architektur werden muss.



FARBENPRÄCHTIGE FLIESENBÖDEN ALS ATTRAKTION

Wir setzen unseren Rundgang durch den Westflügel fort und werfen den einen oder anderen Blick auf die Period Rooms. Weil bereits mehrere Publikationen deren hervorragende Restaurierung würdigen, machen wir erst Halt in der oberen Kapelle. Anders als bei der unteren Kapelle, wo alle Ornamente zerstört waren, hat Christian Marty an den Kreuzrippen unter der weissen Dispersionsfarbe ockerfarbene Ornamente gefunden. Marty vermutet, dass Gull mit dem Ockerton kostbares Gold imitieren wollte, denn während den Freileigungsarbeiten kamen tatsächlich einige wenige Reste von Gold zum Vorschein. Es ist anzunehmen, dass die Goldfragmente von Versuchen stammen, den passenden Ton für die Gesamterscheinung zu finden. Aus Kostengründen konnte Marty zwar nicht jede Fehlstelle mit Weiss und Goldocker ergänzen, und die Wände bliess man mangels Befunden weiss. Aber die Wirkung ist trotzdem grandios. Der Fliesenboden tut das Seine dazu. Die Keramiker haben lediglich einzelne, stark beschädigte Fliesen ausgetauscht und nach historischem Vorbild farblich und strukturell reproduziert. Die Crux bestand darin, die diversen Blau- und Gelbtöne möglichst genau zu treffen. Jetzt braucht es Detektivaugen, um die 265 neuen Fliesen auf Anhieb zu finden. Nur der Glanz verrät sie.

Überhaupt sind die farbenprächtigen Fliesenböden eine Attraktion! Im kleinen Durchgangsraum vor dem Lichthof ist ein Teil des Bodens tatsächlich mit Originalfliesen aus dem Prunksaal der Rosenberg in Stans von 1566 belegt. Sie ergeben ein hinreissendes Muster: Ein perspektivisch wirkendes Gitterwerk aus rautenförmigen, weiss-blauen und gelb-rotbraunen Stäben mit quadratischer, saftgrüner Mitte. Es sind Fliesen, die zufällig erhalten blieben, da der Boden in der Rosenberg teilweise mit Brettern ausgelegt war. 1894 wurden die Fliesen von einem Stanser Zeichnungslehrer ausgebaut und im Sommer 1897 vom Bundesrat gekauft und später im Landesmuseum eingebaut. Im Rahmen der Sanierung des Westflügels wurden die schönsten originalen Fliesen an der Stelle verlegt, welche die Besucherinnen und Besucher bei der Querung des Raumes gar nicht betreten. Für die restlichen 18 Quadratmeter Boden kamen die Keramik-Experten zum Zug. Bauberater Knörr, der sich selbst als «Universaldilettant» bezeichnet, ist des Lobes voll. «Es war essenziell, die Handwerkerinnen und Handwerker miteinzubeziehen. Ich habe grosse Bewunderung für ihr handwerkliches Können, ihr kunsthistorisches und naturwissenschaftliches Wissen und ihre Geschicklichkeit.»

In der oberen Kapelle legten die Restauratoren die Wandfläche unter mehreren Farbschichten frei. Mit einer Bemusterung suchten sie nach dem passenden Ton für die neue Fassung.

Nach dem historischen Vorbild produzierte Fliesen auf dem Boden aus dem Prunksaal der Rosenberg in Stans von 1566.

Rekonstruierte und historische Fliesen machen den Boden im Lichthof mit der Decke «Neukirch» wieder zu einem Ganzen.



Der mittlere Hof nach der Eröffnung des Landesmuseums und nach der Sanierung. Auch die Präsentation der Objekte aus der Sammlung hat sich inzwischen gründlich verändert.

Foto: Schweizerisches Nationalmuseum
NEG-142505

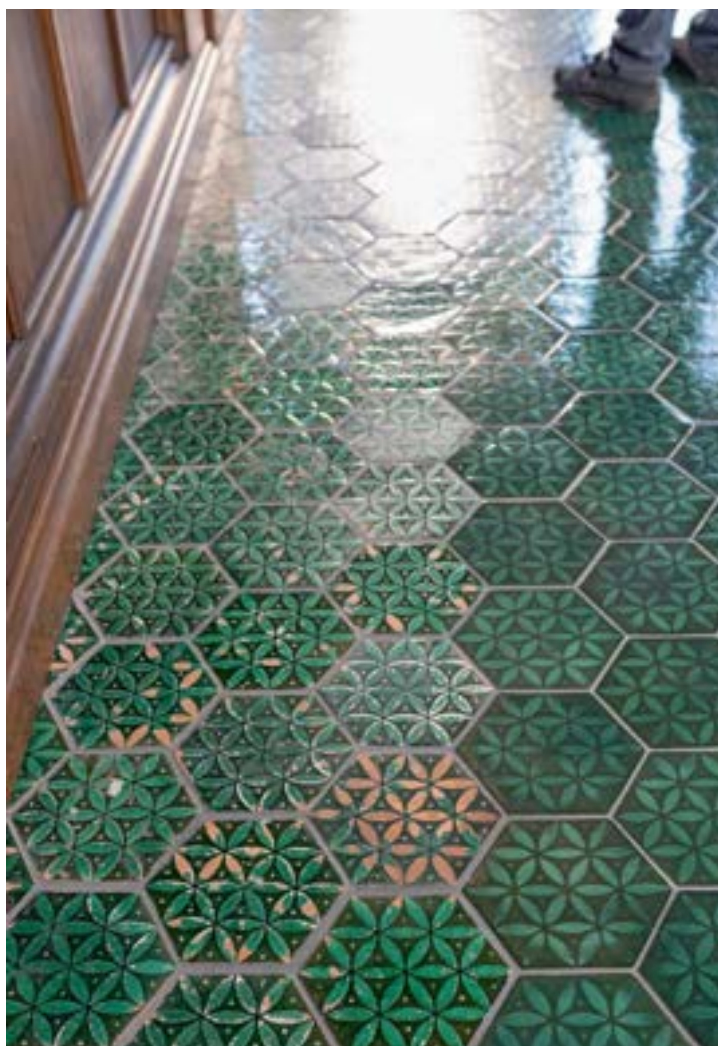
Seite 39: Gustav Gull baute den sattgrünen Plättliboden aus dem Schloss Arbon im Landesmuseum ein. Die drei Reihen links sind noch aus der Bauzeit erhalten.

Bei der Bemusterung wird die originale Fliese mit dem Replikat verglichen.

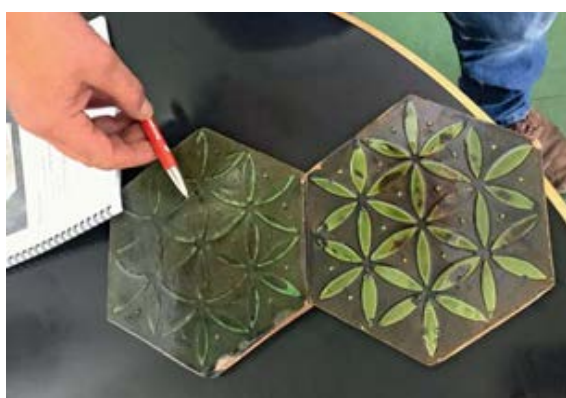


MUNTERES ZITIEREN

Der Rundgang durch den Westflügel endet im Korridor mit der Decke und dem sattgrünen Fliesenboden aus dem Schloss Arbon. Hier prallen die Gullsche Architektur und Ausstellungswelt auf das einheitliche Grau der neuen Architektur von Christ & Gantenbein. Etwas nachdenklich blickt sich Knörr um und fragt, ob dieser abrupte Übergang funktioniert. Zum x-ten Mal stellt er sich die Frage und hat immer dieselbe Antwort parat: Ja, es funktioniert. «Es ist absolut richtig, dass wir auf dem grünen Fliesenboden beharrt haben», sagt Knörr. Unter einem Teppich kam der Fliesenboden zum Vorschein, allerdings mit starken Abnutzungsspuren. Bei der Reproduktion dieser Platten mussten die Keramiker das aufwändige Verfahren des Patronierens wählen, eine Glasurtechnik mit Scherenschnitt. Mittels Schablonen – früher aus Ziegenleder – wurde das abstrakte Blattmuster auf die Platte aufgetragen. Nach dem Brennen leuchten die Blätter in einem hellen Grün auf dunklem Grund. Ganz am Rand wurden neben den Replikaten auch originale Fliesen verlegt. Neu und alt bilden auch hier – dank handwerklicher Könnerschaft – eine wunderbare Einheit. Und den Bauberater freuts, dass das Augenmerk beim Westflügel klar auf die originale Substanz, ihren Erhalt und ihre Wiederherstellung gerichtet war.



Dass die kantonale Denkmalpflege sich beim Westflügel des Landesmuseums so dezidiert für Rekonstruktionen und sogar für anlehrende Neugestaltungen stark gemacht hat, mag bei Puristen ein Stirnrunzeln auslösen. Fake, Kopie, Denkmalfälschung könnte der Vorwurf lauten. Lukas Knörr winkt ab und sagt: «Gerade weil die Dekorationsformen und -techniken elementare Baubestandteile der Architekturauffassung des 19. Jahrhunderts und von Gull selber waren, sind Rekonstruktionen sinnvoll. Erst recht, weil Gull ja die Absicht hatte, «echte» historische Elemente zu integrieren.» So wird nach der Sanierung im Westflügel Gulls intensive Auseinandersetzung mit der baukulturellen Vielfalt und sein munteres Zitieren «heimischer Bauweise» eindrücklich spürbar.



KÖPFE ERZÄHLEN GESCHICHTEN

SKULPTUREN AN STADTZÜRCHER BAUTEN

Figürlich oder ornamental, vollplastisch oder reliefartig: Gehen wir wachen Auges durch die Stadt Zürich, fallen uns an den Fassaden Werke aus unterschiedlichen Zeiten auf. Häufig steht die figürliche Bauplastik in einem Kontext zur Geschichte oder Nutzung eines Gebäudes. Am Schweizerischen Landesmuseum und am Grossmünster zum Beispiel blicken historische Persönlichkeiten und Zeitgenossen auf das Geschehen der Stadt herunter.

THOMAS MÜLLER

ARCHITEKTUR UND BAUPLASTIK IM DIALOG

Die Bauplastik steht seit der Antike in vielfältiger Art und Weise in Beziehung zur Architektur. In der Romanik war sie den festgelegten Regeln des architektonischen Rahmens unterworfen. Auch in der Gotik löste sich die in Stein gehauene Figur nur zaghaft vom architektonischen Kontext. Im Spätmittelalter beruhten die Unterschiede zwischen Steinmetz und Bildhauer vor allem auf der Kompetenz und der Geschicklichkeit des Einzelnen. Die von den Architekten der Renaissance angewandten Harmoniegesetze förderten dann die Aufwertung des Handwerkers zum Status eines Künstlers. Im Barock löste sich die Bauplastik erstmals von der Architektur: Mit einer verschwenderischen Dekoration wollte sie deren Strukturen überspielen. Nicht überraschend schlug das Pendel im

Klassizismus zurück und forderte erneut die vollständige Einbindung in die Architektur. Diese Tendenz lebte im Historismus fort. In Zeiten der Stilpluralität war die Bauplastik wie selbstverständlich mit der Architektur verbunden. Hinzu kommt häufig ein expliziter inhaltlicher Zusammenhang, was zwei Beispiele in der Stadt Zürich belegen. Das Relief der Trülle als Martereinrichtung von Paul Abry am Haus «Zur Trülle» (1897–1898) an der Bahnhofstrasse nimmt auf einen abgebrochenen Vorgängerbau Bezug. Und sehr passend zielt die Prudentia als Allegorie der Vorsicht und klugen Voraussicht von August Bösch die Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt am General Guisan-Quai.

Über dem Eingang des Schulhauses Hirschengraben begrüsst eine Fratze von Bildhauer Joseph Regl (1846–1911) die Lehrerinnen und Schüler.

Seite 41: An der Zürcher Bahnhofstrasse 69 steht das verspielte Haus «Zur Trülle». Den Blendgiebel schmückt eine Kopie des Reliefs von Paul Abry: zwei Folterknechte malträtieren einen Delinquenten in der Trülle.

Fotos: Karl Fülcher, Stammheim, Plan der Architekten Pflegard & Haefeli aus der Bauzeit im Archiv gta





FRATZEN, FIGUREN, ORNAMENTE

Gehänge aus Blättern, Blumen und Bändern waren seit der Antike ein beliebter Bauschmuck. Gleichsam vergängliche Festdekorationen wurden so in beständige Materialien übergeführt. Die vor allem in der Renaissance verwendeten Motive lebten im Historismus in vielfältigsten Varianten wieder auf, wie das ausdrucksstarke Gesicht als Fratze von Bildhauer Joseph Regl über dem Eingang des Schulhauses Hirschengraben (1891–1895), das schlangengekrönte Medusenhaupt am Corso-Theater (1899–1900) oder der Satyr, flankiert von den Masken der Tragödie, von Bildhauer Abry am Utoschloss (1898–1900). Beim dortigen Wassermann sind bereits Anzeichen des Jugendstils spürbar. Ganz generell kann man erkennen, dass sich stilistische Entwicklungen bei der Bauplastik manchmal früher zeigten als bei den Bauten selbst.

Altgriechische Karyatiden wurden zu einem der wichtigsten plastischen Leit-motive. Frisuren und teils aufwändige Gewandfalten gehörten zu den beliebtesten Ausdrucksmitteln. Das kommt auch bei vollplastischen Figuren zum Ausdruck, die einen engen Bezug zur Geschichte ihres Aufstellungsorts haben. Dafür stehen zum Beispiel die Statuen der ersten Äbtissin Hildegard und ihres Vaters König Ludwig von 1904 im neugestalteten Frauenmünsterkreuzgang. Architekt Gustav Gull entwarf die Gesamtanlage und erteilte dem Modellierlehrer und Bildhauer Johann Jakob Graf den Auftrag. Die Brustfigur eines Steinmetzes an der Hofseite des Torturms des Schweizerischen Landesmuseums (1892–1898) wiederum erinnert an die Bauhüttentradition des Mittelalters, dem der burgartige Museumsbau von Gull stilistisch nachempfunden ist.



SCHÖPFER DES SCHWEIZERISCHEN LANDESMUSEUMS

Bildhauer Richard Kissling skulptierte beim Schweizerischen Landesmuseum die Protagonisten an zwei Fassaden des Waffensaaltrakts. Leicht karikiert und mit charakteristischen Attributen ausgestattet blicken die Initianten und Hauptförderer des Museums in Richtung Stadt und Platzspitzpark. Bahnhofseitig sind es Landesmuseumsdirektor Heinrich Angst mit einem Turmofenmodell und der Historiker Heinrich Zeller-Werdmüller mit Urkunde. Gegen den Platzspitz wenden sich Kunstgeschichtsprofessor Johann Rudolf Rahn mit Schreibfeder und Stadtpräsident Hans Pestalozzi. Hinzu kommen am Westflügel zwei Paare von Regl, die in enger Beziehung zu diesem wichtigen Museumsbau stehen: einerseits nicht überraschend der Museumsarchitekt Gull und seine Frau Lydia Gull-Leinbacher, andererseits der Lehrer und Bildhauer Regl mit seiner Schülerin und rechten Hand, der Bildhauerin Carola Port, wie erst kürzlich die profunde Gull-Kennerin Cristina Gutbrod als Hypothese formulierte. Heute sind die Porträtkartuschen in der Fassade des Landesmuseums wenig beachtet, sie zeugen aber ganz wesentlich von der Entstehungsgeschichte dieses nun 125-jährigen Baus.





Seite 42: Porträts der Protagonisten des Schweizerischen Landesmuseums als Fassadenschmuck: Museumsdirektor Heinrich Angst (1847–1922), Architekt Gustav Gull (1858–1922) und Professor Johann Rudolf Rahn (1841–1912) mit Schreibfeder.
Fotos: Adolf Haederli, kantonale Denkmalpflege

Paul Abry (1865–1936) schuf die üppige Bauplastik am Zürcher Uto Schloss (links) und das schlangengekrönte Medusenhaupt am Corsotheater.



DICHTER UND BEAMTE AM ZÜRCHER GROSSMÜNSTER

Beim Fraumünsterkreuzgang tragen porträtierte Behördenvertreter das Gewölbe. Als in den 1930er-Jahren die Konsolköpfe der Südostfassade am Grossmünster stark verwittert waren, griffen die Verantwortlichen der umfassenden Aussenrenovation (1931–1941) das Thema erneut auf. Sie entschieden sich für Schweizer Persönlichkeiten wie Gottfried Keller, Johann Heinrich Pestalozzi, Johann Caspar Lavater oder Conrad Ferdinand Meyer, aber auch für Chefbeamte wie die Kantonsbaumeister Hermann Fietz und Hans Wiesmann und den Zürcher Stadtbaumeister Hermann Herter. Letzterer war der erste Arbeitgeber des entwerfenden Bildhauers Otto Münch. Diese gestalterische Einflussnahme im Rahmen einer Renovation ist heute kaum noch im Bewusstsein. Die Darstellung von Zeitgenossen erfreute sich damals grosser Beliebtheit und lässt sich noch an weiteren Baudenkmalern beobachten.

ANONYME KÖPFE ZIEREN DIE SCHWEIZERISCHE NATIONALBANK

Der aus Sachsen gebürtige Bildhauer Münch hatte die künstlerische Leitung beim Bau der Schweizerischen Nationalbank (1919–1922) inne. Die Architekten Otto und Werner Pfister planten das neoklassizistische Monumentalgebäude. Für den bauplastischen Schmuck der Fassaden wählten sie erprobte Bildhauer aus verschiedenen Teilen der Schweiz, sei es für die Flachreliefs der Pfeiler im Eingangsbereich oder die Friese. Die markanten, aus den Fassaden hervortretenden Köpfe schufen die Bildhauer Otto Kappeler und August Suter. Möglicherweise handelt es sich um Porträt Darstellungen, mit Sicherheit aber nicht um die Köpfe des stets auf Zurückhaltung und Diskretion bedachten Direktoriums der Bank. Künstlerische Individualität und Temperament mussten sich allerdings dem Willen der Architekten und den Vorgaben der Bank unterordnen, um eine stilistische Einheit zu erzielen.



Seite 44: Gipsmodelle von Bildhauer Otto Münch (1885–1965) für die Konsolköpfe am südwestlichen Seitenschiff des Zürcher Grossmünsters. Historische Persönlichkeiten wie Conrad Ferdinand Meyer oder Johann Heinrich Pestalozzi stehen neben den Zürcher Chefbeamten (dritte Reihe) Hans Wiesmann (1896–1937), Hermann Herter (1877–1945) und Hermann Fietz (1869–1931).

Fotos: Archiv kantonale Denkmalpflege

Am Grossmünster verbaute
Konsolsteine der 1930er-Jahre.



LOKALTERMIN I

Spaziergang durch die Pfahlbauzeit

Aus der Schule kennen wir den Begriff Pfahlbauer. Doch wer waren sie? Auf dem neuen Lernpfad am Pfäffikersee geben zehn Informationsstationen Einblicke in ihr Leben und erklären, warum wir heute in der Landschaft nicht mehr viel von ihrem Erbe sehen.

HILDEGARD MÜLLER

Wer am Pfäffikersee spazieren geht, mag das imposante Kastell Irgenhausen bestaunen. Doch weitaus älter sind die unsichtbaren Spuren der Pfahlbauerinnen und Pfahlbauer im und am Pfäffikersee. Der Begriff Pfahlbau bezieht sich auf die Bauweise der Häuser. Sie wurden während der Jungsteinzeit und der Bronzezeit vor 7000–2800 Jahren an den Gewässern rund um die Alpen gebaut. Seit 2011 gehören 111 Pfahlbaufundstellen zum UNESCO-Weltkulturerbe, darunter jene in Robenhausen am Pfäffikersee. Das 10-jährige Jubiläum dieser Ernennung gab den Anlass, dieses Erbe mit einem neuen Lernpfad sichtbar zu machen. Im Sommer 2022 wurde der Pfahlbauweg zwischen Pfäffikon und Wetzikon eröffnet.

Der gegen 7 km lange Weg führt durch das Naturschutzgebiet Pfäffikersee. Die erste Informationsstation findet sich am Quai in Pfäffikon. Station 10 steht direkt am Aabach, an der Kreuzung Auslikeweg/Pfahlbautenweg in Wetzikon. Der Lernpfad lässt sich in beliebiger Reihenfolge oder in verschiedenen Etappen besuchen. Ein schöner Spaziergang führt zum Beispiel von Station 6 dem Chämptnerbach entlang zum Bahnhof Kempten.

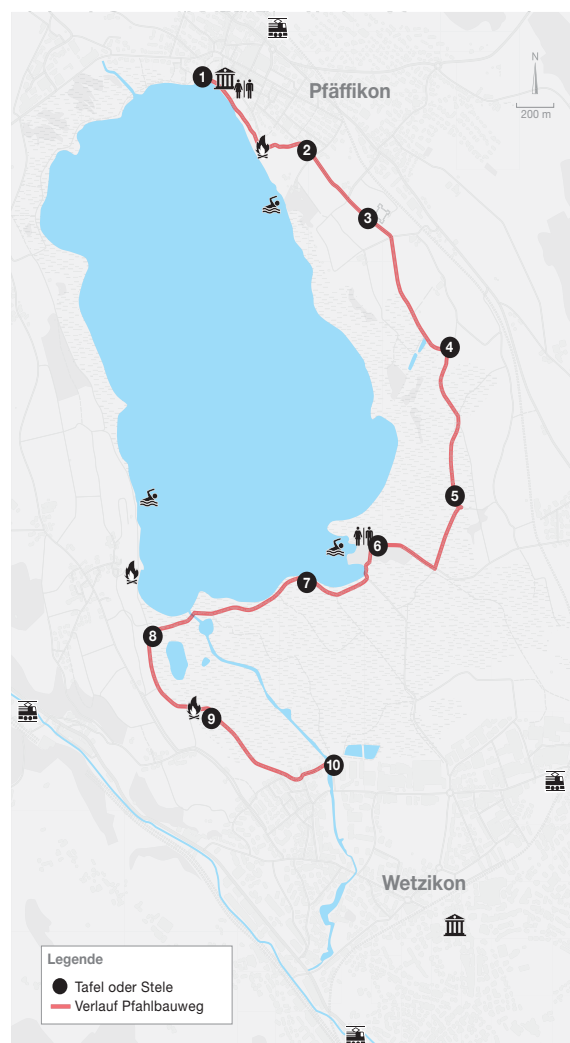
Die Informationsstationen erläutern verschiedene Themen: von der Entdeckung der Pfahlbauten über das Leben ihrer Bewohnerinnen und Bewohner und dessen Herausforderungen bis hin zur Forschung über die Fundstellen und Funde und zu ihrer Erhaltung. Wer ein Smartphone dabei hat, kann an den Stationen per QR-Code auf weitere Informationen zugreifen und ein Quiz lösen. Sind alle Fragen richtig beantwortet, wartet im Museum Wetzikon eine kleine Überraschung.

www.pfahlbauweg.ch

ANREISE: Zu Fuss in 10 Minuten vom Bahnhof Pfäffikon zu Station 1 oder von der Bushaltestelle Wetzikon, Buchgrindel zu Station 10. Wir empfehlen die Anreise mit ÖV, P+R-Parkplätze gibt es beim Bahnhof Pfäffikon. Der Pfahlbauweg ist rollstuhlgängig und kinderwagentauglich.

MUSEUM WETZIKON: Farbstrasse 1, 8620 Wetzikon
Jeden Sonntag von 14.00 bis 17.00 Uhr geöffnet, Juli und August geschlossen. Ausserhalb der Öffnungszeiten Führungen auf Anfrage.

www.museum-wetzikon.ch



LOKALTERMIN II

Heimweh in Stein gemeisselt: Reliefs polnischer Internierter

Im Tösstal gibt es ganz spezielle künstlerische Zeugen des Zweiten Weltkriegs zu entdecken: in Sandstein gehauene Reliefs. Sie werden internierten polnischen Soldaten zugeschrieben.

BEAT HAAS

Zwischen 1940 und 1945 internierte die Schweiz 104 000 ausländische Soldaten, 17 100 von ihnen stammten aus Polen. Sie arbeiteten auf Baustellen, in der Industrie und in der Land- und Forstwirtschaft. Man schätzte die Arbeitskraft der polnischen Soldaten, ihr Privatleben war aber strengen Regeln unterworfen. Private Kontakte waren unerwünscht, Ehen mit einheimischen Frauen verboten. Erst nach gewalttätigen Protesten lockerten die Behörden die Bestimmungen.

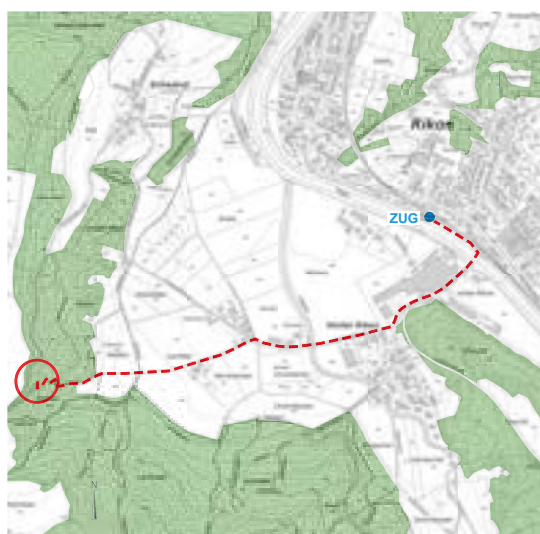
In der Schweiz tragen nicht weniger als 14 Strassen und Wege den Namen «Polenstrasse» oder «Polenweg», weil sie von Internierten gebaut wurden. Die polnischen Soldaten hinterliessen aber auch Spuren ihrer Kreativität. In Sennhof (Illnau-Effretikon) und in Dettenried (Weisslingen) im unteren Tösstal befinden sich zwei Reliefdarstellungen auf Sandsteinfelsen im Wald. Man nimmt an, dass sich hier polnische Internierte verewigten, die in Lagern im Tösstal untergebracht waren.

Das Relief in Illnau-Effretikon zeigt einen stehenden Mann von hinten mit erhobenem rechtem Arm. Ist er ein Arbeiter, der den Fels vor sich bearbeitet? Über die Urheberschaft gibt es drei Erzählungen: Polnische Internierte gestalteten das Relief oder der Bruder eines in Sennhof Ansässigen fand hier einen Zeitvertreib. Vielleicht hinterliess auch ein Mann aus Sennhof ein Andenken vor seiner Auswanderung nach Amerika.

Das Relief in Weisslingen ist kleiner und vielfältiger. Neben einem Männerkopf mit Kopfbedeckung im Profil sind fünf schmale, hohe Gebäude mit Eintrittsportalen und einem Zwiebel- oder Kegeldach dargestellt. Unter einem mächtigen Torbogen steht ein riesiges Herz. Seit 2021 erinnert eine Metallplakette mit einem Adler an die im Tösstal internierte 2. Schützendivision. Ein Bildhauer, notabene der Sohn eines polnischen Internierten und einer Thurgauerin, erkannte in den Motiven klar einen Bezug zu Polen. Aufgrund der Kopfbedeckung des Mannes und der Form der Gebäude vermutet er einen Zusammenhang des unbekannten Künstlers mit der Ortschaft Zakopane im polnischen Tatragebirge.



SENNHOF: bei der Station Sennhof-Kyburg (S26) die Tössbrücke überqueren, dann auf dem Radweg nach Süden. Das Relief befindet sich am Hang oberhalb des Radwegs. Karte: swisstopo



DETTENRIED: S26 bis Rikon, über die Tössbrücke, dann auf dem Wanderweg nach Südwesten durch Hinter Rikon und weiter bis zum Waldrand und auf dem Haldenweg im Wald aufsteigen. Das Relief steht bei der obersten scharfen Kurve des Haldenwegs. Karte: swisstopo



Foto: Dominik Landwehr



LESESTOFF



Schweizerische Nationalbank (Hrsg.)
**Die Schweizerische Nationalbank
in Zürich.**

Das Gebäude der Gebrüder Pfister
1922–2022. Scheidegger & Spiess,
Zürich 2022.

VIVIANE MATHIS

Dass eine Bank in diesen Zeiten auch Kulturgut sein kann, zeigt dieses Buch. Es feiert das hundertjährige Jubiläum eines Schlüsselwerks des Schweizer Neoklassizismus: Die Schweizerische Nationalbank in Zürich, 1922 von Otto und Werner Pfister erbaut. Detailreich beschrieben und kontextualisiert sind Architektur und Baugeschichte, unter anderem von unserem hausinternen Experten Thomas Müller. Die Monografie ist mit historischen und aktuellen Fotografien, Originalplänen und Archivdokumenten reich bebildert. Sie würdigt die Verbindung von Monumentalität, Pragmatismus und einer gewissen Bescheidenheit, die dem Bankensplatz Zürich gut zu Gesicht steht.



archCHaeo

Zeitschrift von Archäologie Schweiz
01/2023.
Archäologie Schweiz, Basel 2023.

ANDREAS TEUSCHER

Konkurrenz belebt das Geschäft, heisst es. Das neue Magazin arCHaeo ist zwar eine ernstzunehmende Konkurrenz fürs EINST UND JETZT, doch ein Geschäft ist die Herausgabe von archäologisch-kulturhistorischen Zeitschriften nicht. Was belebt wird, ist der fachliche Austausch und die Freude am Kulturerbe. Archäologie Schweiz hat eine ansprechend gestaltete Publikumszeitschrift ins Leben gerufen, die in verständlicher Sprache und bildgewaltig viermal im Jahr archäologische Neuigkeiten aus allen Kantonen verkündet. Ein Abo sei hiermit allen Leserinnen und Lesern von EINST UND JETZT wärmstens ans Herz gelegt, zu bestellen unter archaeologie-schweiz.ch



Marco Giacometti

**Augusto Giacometti. In einem
förmlichen Farbentaumel.**

Die Biografie.
Scheidegger & Spiess, Zürich 2022.

FABIENNE WIDMER

Die zweibändige Biografie zeigt erstmalig das Leben und Werk des Schweizer Pioniers der abstrakten Malerei Augusto Giacometti (1877–1947). Private und öffentliche Schriften des Künstlers und seiner Vertrauten und



Archäologie in Deutschland
Gräber, Gräfte und Gebeine.

Tod in der Frühen Neuzeit. Sonderheft.
wbG Theiss, Darmstadt 2022.

YVONNE REICH

Sie denken bei diesem Titel an Modergeruch, Staub und halbverweste Leichen? Daran, dass Bestattungen aus dieser Zeit archäologisch nicht relevant sind? Falsch gedacht! Im Zeitabschnitt zwischen 1500 und 1800 vollziehen sich einige tiefgreifende Änderungen in Gesellschaft, Politik und Kultur, mit den entsprechenden Entwicklungen im Bestattungsbrauchtum. Ob nun in einer Fürstengruft oder auf dem städtischen Friedhof bestattet, interdisziplinäre Forschungen gewähren vielfältige Einblicke in die Lebensbedingungen und Jenseitsvorstellungen der Menschen in der Frühen Neuzeit. Nach der Lektüre wissen Sie Bescheid über Totenkronen und Fontanellenbleche und können Toneier im Grabkontext richtig deuten.

Verwandten fügte der Autor zu einer wissenschaftlich verlässlichen und allgemein verständlichen Lebensgeschichte in chronologischer Abfolge zusammen. Das Werk ist mit Abbildungen von Kunstwerken Giacomettis und Fotos aus seinem Leben reich illustriert. Komplettiert wird die umfassende Gesamtdarstellung durch ein kommentiertes Personenverzeichnis und eine vollständige Liste der Ausstellungen, die zu Lebzeiten des Künstlers stattgefunden haben.



Toggenburger AG
Schlossackerstrasse 20
Postfach 3019
8404 Winterthur

Telefon +41 52 244 11 11
info@incycle.ch
incycle.ch



Toggenburger

Beton. Betont nachhaltig.

InCycle TerraPlus

Ein weiterer logischer Schritt in der Entwicklung unserer InCycle Betonfamilie ist vollzogen. Das Resultat ist unsere neueste Innovation: der InCycle TerraPlus!

Das Plus steht für die Vereinigung der herausragenden Merkmale unserer beiden bestehenden Produkte InCycle Carb und InCycle Terra. CO₂-angereichertes Betongranulat trifft auf kalzinierten Ton.

Das Resultat ist ein Beton, der den CO₂ Footprint nochmals entscheidend senkt und somit Nachhaltigkeit mit Leistung vereint.

→ Erfahren Sie mehr unter incycle.ch



Neubau Bürogebäude Landolt +
Co AG Bauunternehmung,
Kleinandelfingen

JETZT UND EINST



STARCH

Stiftung für Archäologie und
Kulturgeschichte im Kanton Zürich
Edenstrasse 20
Postfach | 8027 Zürich

Telefon 044 285 10 67
info@starch-zh.ch
www.starch-zh.ch



Kanton Zürich
Baudirektion
Archäologie und Denkmalpflege

Amt für Raumentwicklung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf

Telefon 043 259 69 00
www.zh.ch/kulturerbe
Instagram: @adzuerich
Blog: ad.zh.ch